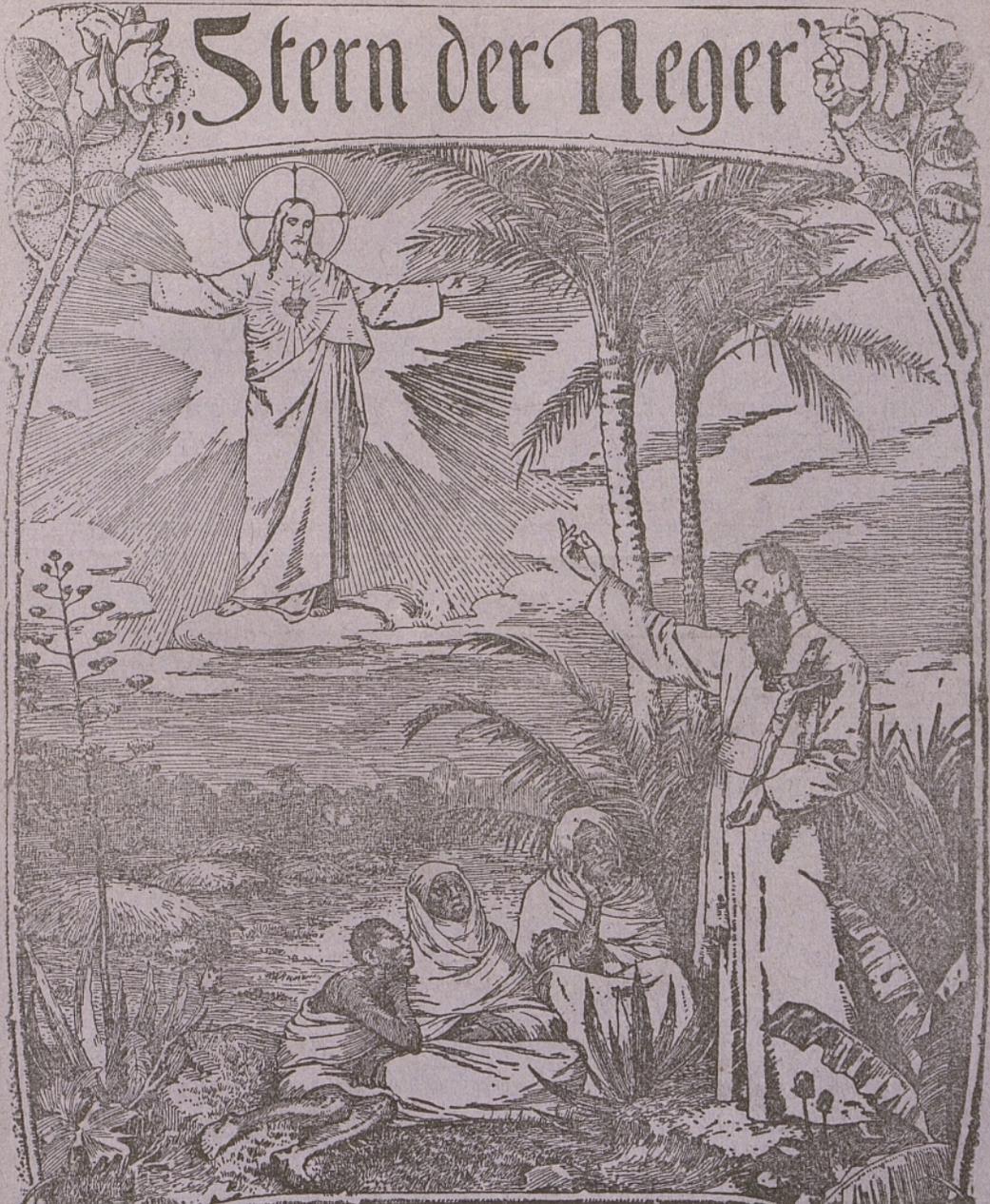


# „Stern der Neger“



## Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K. — 2 Mk. — 3 Franken.

## Inhalt:

Früchte des Waldes und Fischweizen der Flüsse im Bah-el-Ghazal 217. — Einige Blätter aus meinem Tagebuch 221. — Aus dem Missionsleben: Erfolge des Katechismusunterrichtes 227. — Im Dienste der Missionen 230. — Gedankensplitter 232. Unterhaltendes: Cingua Basse's Vertraute (Fortsetzung) 233. — Verschiedenes: Geburtsfest des Kaisers in Khartoum 238. — Unsere Küchenmeister 239.

**Abbildungen:** Schillukneger: Haartrachten. — Schillukmädchen. — Karawanenlager unter einer Sykomore. — Rildampfer mit Weiboot. — Palmthain am Nilufer.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser wird folgende Verstorbene empfohlen: Frau Viktoria Müller, Hochfretscham.

„Herr, gib ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr!“

**Gebetserhörungen und Empfehlungen.** Dank dem heiligsten Herzen Jesu für Bewahrung von Schäden an den Feldfrüchten. — Eine Witwe bittet ums Gebet, damit ihre Kinder fromm und brav bleiben, desgleichen eine andere Witwe, damit sie den Beruf zum Ordensstande erlangen. In einem langjährigen Anliegen und in einer folgenschweren Heimsuchung bittet man um Unterstützung durch Gebet; im Falle Er-  
hörnung Veröffentlichung versprochen.

## Briefkasten der Redaktion.

An mehrere: Hochw. Pater Zorn befindet sich bereits auf seinem Posten; seine Adresse lautet: Rev. Fr. Bern. Zorn, Cath. Mission Attigo, Tunga, White Nile, prov. Sudan, Afrika.

## Abonnements-Erneuerungen.

Vom 10. Juli bis 10. September 1911 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert: 707 814 933 1158 1216 1240 1604 1707 2005 2111 2221 2229 2359 2563 3070 3584 3643 3722 5193 5227 5271 5330 5331 5335 5346 5361 5435 5562.

## Gaben-Verzeichnis vom 10. August bis 10. September 1911.

### In Kronen

**Opferkot:** Brigen F. N. 10; N. N. 8; aus Bayern 22230; Eggenfelden D. H. 107; Garz Koop. G. 6; Götzis F. N. H. 8; Innsbruck (Spende des Marienvereins) 16240; Marburg F. M. 3; Meran Def. N. P. 40; Prof. H. 1; Raßbö M. N. 50; Sand i. T. Def. F. 14; Senghübl F. L. 1.

**Zur Persolvierung von heiligen Messen sandten ein:** Alttrautheim N. N. 936; Altmünster H. 4; Afers N. N. 160; Garz Koop. G. 44; Mittelberg F. G. 2342; Münsterkeifel Marienhosp. 3528; Reisenberg N. N. 3286; Sarnthein M. G. 3; St. Ulrich D. H.

8; Schiedelberg F. St. 5; Steele L. Sch. 59; Ungenach Th. F. 2040.

**Für die Mission:** Altmünster H. 310; Kostelzen Pf. F. Sch. 15; Niederfotzingen Pf. 4.

**Für die Schillukmission:** Alttrautheim F. St. 1170. **Briefmarken** liefen ein aus: Abtei, Adelsbuch, Brigen, Beuron, Ribühel, Passau, Ruckersdorf, Trient.

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Blumen aus dem katholischen Kindergarten.** Von Franz Hattler S. J. Kinderlegenden vom Verfasser selbst aus seinem größeren Werke „Katholischer Kindergarten“ ausgewählt. Mit vielen Bildern. Erste und zwölfte, verbesserte Auflage, herausgegeben von Arno Bötisch S. J. 120. (VIII u. 242.) Freiburg u. Wien 1911, Herberische Verlagshandlung. Kronen 120; geb. in Leinwand Kr. 216.

Wohl selten hat ein für die Jugend bestimmtes religiöses Buch in der Kinderwelt und bei allen Kinderfreunden eine so begeisterte Aufnahme gefunden wie der „Katholische Kindergarten“ des P. Hattler und

die jetzt in neuer Auflage erscheinenden „Blumen“. Das letztere Büchlein ist bereits in über 50.000 Exemplaren in allen deutsch sprechenden Ländern verbreitet, außerdem wurde es in 6 Sprachen überetzt, von der gesamten Kritik äußerst günstig besprochen, von mehreren Oberhirten aufs wärmste empfohlen.

In einfacher, gefälliger, von einem poetischen Sauche durchwehrt Sprache wird in diesem reich illustrierten Büchlein auf meisterhafte Weise eine Reihe Lebensbilder verschiedener Heiligen gezeichnet, die das jugendliche Herz mächtig anziehen und zur religiösen und sittlichen Bildung desselben viel beitragen können.



# Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift  
der Sohne des heiligsten Herzens Jesu  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Sohne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mailand bei Brigen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung Kr. 2.—, Mk. 2.—, Fr. 3.—.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brunn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 10.

Oktober 1911.

XIV. Jahrg.

## Früchte des Waldes und Fischnutzen der Flüsse im Bahr-el-Ghazal.

P. T. Z. F. S. C.

Sene Gegenden der heißen Zone, die von den jährlichen Tropenregen heimgesucht werden, weisen in der Regel eine sehr reiche Vegetation auf, das heißt der Pflanzenwuchs gedeiht außergewöhnlich gut, besonders wenn der Boden nicht zu lehmhaltig ist. In dieser günstigen Lage befindet sich die Provinz des Bahr-el-Ghazal, des Gazellenflusses, die sich vom vierten bis zum zehnten Grade nördlicher Breite erstreckt; gegen Osten wird sie vom Weißen Flusse begrenzt und dehnt sich vom Nil über acht Grade gegen Westen hin. Nicht nur die periodischen Regen, die hier von der zweiten Hälfte des April an bis gegen Ende Oktober währen, zaubern in diesen gesegneten Gebieten eine fabelhafte Vegetation hervor, sondern auch die zahlreichen Flüsse, welche das Land von Süden gegen Norden durch-

ziehen und meistens sehr wasserreich sind, tragen das ihrige dazu bei und sorgen, daß auch der Pflanzenwuchs in der trockenen Jahreszeit nicht ganz absterbe.

Das wellenförmig gestaltete Land ist mit unermesslichen Urwäldern bedeckt, die in der Nähe der Flüsse ihre schönste Pracht entfalten, da sie dort jahrein und jahraus einen feuchten Grund haben. Hier und da trifft man auch eine liebliche baumlose Ebene, wo die Antilopen und Gazellen, die Giraffen und Büffelochsen ungestört und in Frieden weiden.

Hier an diesen anheimelnden Plätzen ist es, wohin sich auch der Missionär, angezogen von der wohlthuenden Kühle und dem bezaubernden Frieden, der dort herrscht, hier und da begibt, um sich etwas abzuspannen und von den täglichen Mühen auszurufen;

für gewöhnlich geht er aber nicht allein. Auch die Schüler, die sich in der Station befinden, bedürfen manchmal einer längeren Erholung, um sich so recht austoben zu können; sie also begleiten ihn.

Wegen der Nahrungsmittel braucht man sich bei solchen Gelegenheiten nicht den Kopf zu zerbrechen. Wald und Flur liefern sie in Hülle und Fülle. Kaum angekommen an Ort und Stelle, stürzt sich die ganze Schar munter wie die Vögel und flink wie die unzähligen Affen, die sich hier herumtreiben, auf die Bäume, schwingt sich von Ast zu Ast, von Baum zu Baum mit einer Sicherheit, die förmlich bezaubert, um die zahlreichen Früchte zu verschlingen. Wenn ich nicht fürchten müßte, irgend jemand zu ärgern, so würde ich verraten, daß der Missionär manchmal nicht widerstehen kann, es ihnen nachzumachen, ich weiß nicht, ob aus dem Grunde, weil er selbst einmal Kind war und es nicht anders gemacht hat, oder aus einem Nachahmungstrieb.

Hier findet man die verschiedenartigsten Bäume, deren Früchte genießbar sind, auch sehr zahlreich sind sie vertreten. Man zählt ihrer nicht weniger als 20 Arten; den Eingeborenen sind sie natürlich bis auf den letzten bekannt. Wenn wir die Banane auch noch dazu rechnen, so sind sie und die Papaia, was Güte und Geschmack der Früchte anbelangt, weitaus die vorzüglichsten.

Die Delebpalme, deren Frucht sehr aromatisch ist, bedeckt gleichfalls große Gebiete, besonders in der Ebene an den Flußufern. Nützlicher als die Delebpalme sind der Lullo, aus dessen Frucht ein vorzügliches Öl gewonnen wird, sowie die allbekannte Tamarinde. Außerdem gibt es verschiedene andere Früchte, die unseren europäischen Fruchtgattungen manchmal sehr ähnlich sind, wie den Kirschen, Äpfeln, Birnen, Pflaumen usw. Eine Art Traube ist gleichfalls vertreten. Ich zweifle nicht, daß auch die europäischen Pflanzen selbst gut gedeihen würden, falls

man Zeit hätte, ihnen die nötige Sorgfalt zu widmen. Die Versuche, die man mit der Weinrebe und dem Aprikosenbaum angestellt, sprechen auch für diese Ansicht. Die einzige und fast unüberwindliche Schwierigkeit bilden die Termiten; diese winzig kleinen Ameisen fallen, kaum daß der Baum gepflanzt ist, über die zarten Wurzeln her und zernagen sie. Ist dann der Baum abgestorben, so machen sie sich auch an diesen und verzehren ihn buchstäblich. Der an Humus überaus reiche Boden ist sehr geeignet zur Anpflanzung von Gartengemüsen und Getreidearten, die alle vorzüglich gedeihen.

Ein wichtiges Nahrungsmittel für die Eingeborenen der hiesigen Gegend ist ohne Zweifel der Fisch. Sie rechnen natürlich auch auf das Fleisch, das sie sich in Wald und Steppe verschaffen können; der Jagd können sich jedoch aus verschiedenen Gründen nicht alle hingeben und zudem ist der Ausgang immer sehr ungewiß. Dem Fischfange hingegen können sich alle widmen, vom kleinen Knaben bis zum alten, gebrechlichen Greis; überdies wimmeln zu gewissen Zeiten die Flüsse von Fischen. Zur gegebenen Zeit rücken nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber zum Fischfang aus, das ganze Dorf ist auf den Beinen, um sich an der Arbeit zu beteiligen, besonders aber um dann an der Beute teilzunehmen. Das Lager wird in der Nähe des Flusses aufgeschlagen und durch Tage, ja Wochen hindurch leben sie nur noch dem Fischfang, um sich so für Monate zu versorgen.

Außer den gewöhnlichen Fangmitteln, wie da sind Angeln, Lanzen und kleine Netze, die im übrigen das ganze Jahr hindurch in Tätigkeit sind, besitzt jeder Stamm noch eine eigene Art und Weise, derer er sich nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten bedient.

Die günstigste Zeit für den Fischfang im großen ist die Zeit, wo das Wasser in den Flüssen zu fallen beginnt oder vielmehr wenn der Wasserstand bereits ziemlich niedrig ist.

Wir haben bei einer andern Gelegenheit schon erwähnt, wie der Fischfang durch Vergiftung des Wassers betrieben wird. (Vergleiche lauf. Jahrg., S. 160.)

Während der Regenzeit steigen die Flüsse gewaltig, alle anliegenden Vertiefungen füllen sich bald mit Wasser, mit dem Wasser kommen natürlich auch die Fische dahin, da ja die Verbindung mit dem Flusse hergestellt ist. Wenn dann das Wasser des Flusses fällt, verschwindet es auch allmählich aus den Vertiefungen und mit ihm verschwinden die Fische. Doch da kommen ihnen die Eingeborenen zuvor und erschweren ihnen zum mindesten das Entkommen, wenn sie es ihnen nicht ganz unmöglich machen. Alle Verbindungen mit dem Flusse werden durch ein Weidengeflecht abgesperrt; letzteres ragt etwas über die Oberfläche des Wassers empor. Das Ganze wird durch starke Pfähle geschützt, um dem Andränge des Wassers standhalten zu können.

Aus Palmenfaserplatten wird dann an der Seite gegen den Fluß hin eine Art Hängebett errichtet; das dem Flusse zugewendete Ende dieser Matten wird an den aus dem Wasser ragenden Pfählen befestigt, während das entgegengesetzte Ende mit dem im Wasser stehenden Geflechte verbunden ist; auf diese Weise entsteht ein gewaltiger Sack, ähnlich einem Kanale, der sich quer über den Zufluß erstreckt.

Sind die Vorbereitungen bis zu diesem Punkte gediehen, so ist die anstrengendste Arbeit getan und es beginnt das mühelose Einheimsen und, wenn man will, das Vergnügen.

Das Wasser und die kleinen Fische gelangen ohne Mühe durch das Geflecht zum Flusse. Anders aber ergeht es den großen Fischen. Da sie den Weg durch den Zaun versperrt finden und die Öffnungen desselben zu klein sind, um durchzudringen, es andererseits aber nur diesen einzigen Weg gibt, um in den Fluß zu gelangen, so suchen sie nach ver-

geblichem Bemühen, auf andere Weise dorthin zu gelangen, ihr Heil in ihrer Sprungkraft, indem sie über den Zaun hinüberschnellen. Doch da ereilt sie erst recht das Verderben; anstatt sich auf der anderen Seite im Wasser zu tummeln und dem Flusse zuzusteuern, finden sie dort ihr Todesbett, indem sie in dem oben beschriebenen Sack hängen bleiben. Auf diese Art werden alle größeren Fische, die sich in diesen Seitenarmen des Flusses befinden, ohne besondere Mühe gefangen.

Die Anwohner des Djur betätigen den Fischfang auf eine andere Weise; dabei geht es nicht so ruhig her wie oben; auch hier wird der niedrigste Wasserstand abgewartet, also kurz vor Beginn der Regenzeit. Der Djur beherbergt eine Unmenge von Fischen und diese haben ein sehr gutes Fleisch, da ja das Wasser des Flusses sehr gut und ohne weiteres genießbar ist. Nach Farbe und Größe kann man hier die verschiedensten Fische fangen; es gibt ihrer, die über einen Zentner wiegen (50 kg). Diese letzteren halten sich natürlich immer an den tiefsten Stellen des Flusses auf und zur Zeit des niederen Wasserstandes ziehen sie sich an gewisse Stellen zurück, wo die Strömung selbst Vertiefungen ausgewühlt hat. Es ist höchst interessant, einem solchen Fischfange beizuwohnen.

Ich hatte letztes Jahr Gelegenheit, an einem solchen Schauspiel als Zuschauer teilzunehmen, da es sich gerade in Wan abspielte; dort hat der Fluß eine große Einbuchtung ausgehöhlt, die sehr tief und zum Fischfange wie geschaffen ist.

Ein ganzes Denkadorf hatte sich versammelt, um sich an dem interessanten und nutzbringenden Fischfange zu beteiligen. Die zahlreichen Frauen und Kinder waren damit beschäftigt, aus Palmensblättern Stricke zu flechten. Gegen dreißig Männer und Sünglinge machten sich an dem gewaltigen Neze zu schaffen, um es in Ordnung zu bringen. Es klingt fast unglaublich, wenn ich sage, daß das Netz über

400 Meter lang und 3 bis 4 Meter breit war. Mit diesem ungeheuren Neze umschlossen die Männer schwimmend die ganze Bucht. An einem Ende ist das weitmaschige Netz mit Eisenstücken beschwert, die es im Wasser zu Boden ziehen, während am anderen Ende der ganzen Länge nach große Ambaschbündel<sup>1</sup> befestigt sind, die dieses Ende über Wasser halten.

Nachdem nun das Netz ins Wasser gelassen und die Bucht umschlossen ist, wird es zu einer bestimmten Stelle des Ufers hin zusammengezogen, zu dem Orte nämlich, wo sich die übrigen Bewohner des Dorfes befinden.

Die Arbeit der Männer ist sehr anstrengend und zeitraubend, da sie dabei immer im Wasser bleiben und für mehrere Stunden das Netz schwimmend voranschaffen müssen. Je mehr sich das Netz dem Ufer nähert, um so anstrengender wird die Arbeit; da die Fische selbst jetzt schon einen gewaltigen Widerstand entgegensetzen, müssen sie von den Leuten vermittels des Netzes förmlich vorangeschoben werden. Manchmal verfängt sich das Netz auch an einem vorspringenden Felsen oder an einem noch nicht ganz vermoderten Holzstamme, der unten im Fluße hervorragt. In diesem Falle müssen einige unter das Wasser, um das Netz wieder freizumachen; es ist interessant, bei dieser Gelegenheit zu beobachten, wie lange sie es unter Wasser aushalten können; es zeigt dies zum mindesten von großer Gewandtheit und sehr langer Übung.

Ist das Netz in seiner ganzen Ausdehnung ungefähr bis auf zehn Meter dem Ufer nahe gebracht worden, so wird es von den beiden Enden her soviel als möglich gegen die Mitte hin zusammengezogen, um den eingeschlossenen Fischen wenig Spielraum zu lassen.

Jetzt nun tritt der interessanteste Moment des ganzen Unternehmens ein. Da sich die Fische so eingeeengt und bedroht sehen, machen

sie die äußersten Anstrengungen, dem Verderben zu entgehen. Die Kleinen bringen ohne Schwierigkeit durch die weiten Maschen des Netzes, andere, die noch nicht zu groß und zu schwerfällig sind und dazu noch soviel Schwungkraft haben, schnellen sich in die Höhe, um so über das Netz hinweg zu kommen. Es sind überaus viele, die auf diese Weise dem Verderben entrinnen wollen, es scheint ein wahrer Fischregen zu sein. Den meisten gelingt es aber nicht, sich so in Sicherheit zu bringen; in der Luft werden sie nämlich von den Lanzen der Denka, die sich am Ufer befinden, aufgespießt. Auch die Schwimmer haben sich zum größten Teile mit ihren Lanzen bewaffnet. Jetzt sieht man groß und klein, wie sie mit ihren Lanzen nach den Fischen werfen und das mit einer solchen Fertigkeit, daß selten ein Wurf fehl geht; auch die Knaben zeigen sich darin als Meister.

Natürlich sind auch die meisten Zuschauer (man kann sagen, daß sich fast ganz Wan hier am Fluße versammelt hat) nicht müßig, sie sind vielmehr eifrig damit beschäftigt, den Denka beim Fischfange behilflich zu sein. Es ist einzusehen, daß die Denka von den Fischen, die in fremde Hände fallen, nicht viel oder, beßer gesagt, nichts haben. Nicht an letzter Stelle sind auch die englischen Beamten eifrig beschäftigt. Auf ihren Booten fahren sie am Rande des Netzes hin und her, die Fische regnen nur so in ihre Nähe hinein.

Die größeren Fische jedoch, die nicht mehr die nötige Schwungkraft besitzen, um sich in die Luft zu schnellen, bleiben im Wasser und treiben dort, soweit es der enge Raum gestattet, ihr verzweifelttes Spiel, indem sie nach allen Seiten hin gegen das Netz anstürmen, um vielleicht doch irgendwo durchbrechen zu können.

Nach Beendigung dieses ersten Manövers, d. h. sobald sich keine Fische mehr in die Luft schnellen, richten die Denka ihre Lanzen unter Wasser, um sich auch des Nestes der Fische zu bemächtigen; obwohl die Beute des ersten

<sup>1</sup> Ambasch ist eine Holzart, die leichter ist als Kopf.

Teiles für gewöhnlich so zahlreich ist, daß sie ohne weiteres wohlversorgt heimwärts ziehen könnten.

Jetzt bedienen sie sich eigener Lanzen, welche nach Art der Harpune mit Widerhaken versehen sind; dadurch wird der verwundeten Beute jedes Entkommen unmöglich gemacht. Die Lanzenspitze ist nur lose mit dem Schaft verbunden, so daß der Schaft durch den leisesten Zug herausgezogen werden kann, nebenbei ist sie aber noch durch eine starke Schnur gesichert, die um den Schaft gewickelt ist.

Während sich das Eisen in den Fisch bohrt, löst sich der Schaft durch den geringsten Ruck von der Lanzenspitze und bleibt entweder in den Händen des Jägers oder

schwimmt auf dem Wasser und zeigt so an, wo sich der getroffene Fisch aufhalte, der zwar zu fliehen sucht, sich aber bereits als sichere Beute in der Gewalt seines Feindes befindet. Mit Hilfe der Schnur, die an der Lanzenspitze befestigt ist und deren anderes Ende der Jäger in den Händen hat, zieht er ihn ganz sachte zu sich hin; nachdem er ihm dann einen stärkeren Strick durch Mund und Riemenöffnung gezogen, befördert er ihn vermittels desselben ans Ufer.

An einem Tage können sie auf diese Weise eine unglaubliche Menge Fische fangen, ohne dabei die Brut zu zerstören, da die kleineren Fische ohne weiteres durch die weiten Maschen des Netzes entweichen können.

## Einige Blätter aus meinem Tagebuch.

Von P. B. Zorn F. S. C.

17. Juni. Im Hafen von Triest lag ein schönes Schiff; es hatte in der Taufe den Namen „Dalmatia“ erhalten; der Oesterreichische Lloyd durfte es sein eigen nennen. Weißt du auch, mein lieber Leser, warum ich gerade an diesem Schiffe so viel Gefallen fand; so zwar, daß ich es sogar schön nenne? Erstens weil es wirklich etwas Hübsches an sich hatte, zweitens weil ich schon mein Gepäck darauf wußte und es mich bald von Europa weg nach einem fernen Gestade tragen sollte. Wenn du nun glaubst, daß ich auf das Zweite mehr hielt als auf das Erste, so habe ich auch nichts dagegen, zumal du nicht ganz fehlgeschossen hast. Kurz vor Mittag ging es wirklich los; der Kolos setzte sich in Bewegung und wir trennten uns von der lieben Heimat. Mein Konfrater und Reisebegleiter, wenigstens bis Rhartoum, Hochw. P. Spelkofer, sagte zu allem weder Ja noch Amen; er war jedoch mit dem Stundenplan zufrieden und wird sich das Übrige wohl gedacht haben, zumal es

das erstemal war, daß er seinen Fuß auf einen Dzeandampfer setzte, um das weite Meer zu durchqueren.

Mit uns schifften sich noch drei Barmherzige Brüder ein; sie kamen von der grünen Steiermark, und zwar aus Graz. Ihr Ziel war das Heilige Land, um sich dort ihrem erhabenen Berufe zu widmen, zum Wohle der Armsten des Menschengeschlechtes. Wir fünf Missionäre fühlten bald heraus, daß wir zusammen gehörten, da uns doch das gleiche Ziel einte, wenn wir auch in verschiedene Weltteile verschlagen wurden; die paar Tage wenigstens, die wir hier auf dem engen Raum des Dampfers verlebten, wollten wir uns zugeute kommen lassen. Wir trafen uns denn auch immer bei Tisch, auf dem Verdeck nach dem Mittag- und Abendessen.

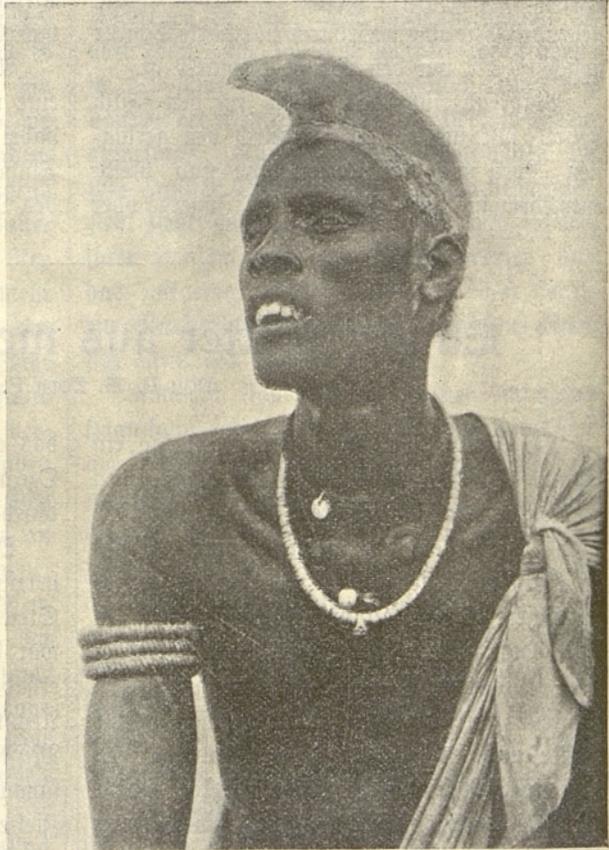
Doch waren wir nicht die einzigen Passagiere an Bord. Will nur einige hervorheben, die mir am meisten auffielen. Zunächst ein gewisser Herr X, in dem man schon von weitem

den polnischen Juden erkannte, auch ohne etwas von Zwiebel und Knoblauch bemerkt zu haben; er allerdings gefiel sich darin, sich als einen englischen Kaufmann auszugeben. Weit entfernt, ihm diesen ehrenden Titel abzusprechen, gebe ich gerne zu, daß er vielleicht drüben in England einmal neben seiner Börse auch die Wissenschaft unterstützte, indem er den Papierfabriken das nötige Material zusammenschachtelte und vielleicht auch persönlich aus den Kumpelkammern hervorzog, zumal er als auch seine bessere Hälfte englisch sprachen; kam er sodann aber ans Deutsche, so war es ihm unmöglich, seine wahre Abstammung zu verleugnen, wenn ihn nicht schon das edle Riechorgan verraten hätte. Ihm leisteten noch drei andere Adamskinder Gesellschaft; sie waren gleichfalls auf der Suche nach Geld; vielleicht gelingt es ihnen jenseits des Meeres leichter.

19. Juni. Der heilige Schutzengel und das Gebet so mancher treuen Seele scheinen uns zu begleiten, hatten wir doch bisher die herrlichste See, so ruhig und spiegelglatt war das Meer, daß jemand sogar meinte, man habe ein paar Fässer Öl hineingegossen. Einer unserer drei „Geldsucher“ wollte sich heute wahrscheinlich einen Scherz leisten, als er meinte: „Das Meerwasser sei so salzig, weil so viele Heringe darin seien“, oder ist es ihm gar ernst gewesen?

22. Juni. Endlich kommt Alexandria in Sicht; zuerst ist nur der Leuchtturm sichtbar, doch allmählich kommen auch andere Gebäude zum Vorschein; noch eine Weile und das afrikanische Gestade macht sich breit vor unseren Augen. Da es nicht das erste Mal ist, daß ich dem Leben hier in Alexandria, das uns schon umtost, bevor wir noch einen Fuß ans Land gesetzt haben, entgegentrete, so macht es

nicht mehr so viel Eindruck auf mich. Ich weiß ganz gut, wie man sich die dienstbaren Geister vom Leibe halten muß, die einem ihre Dienste anbieten und sich förmlich um die Gepäcksstücke streiten. Ganz unberührt läßt es mich doch nicht; dieses Gemisch von abendländischem und orientalischem, europäischem und echt afrikanischem Leben und Treiben hat



Schillukneger: Haartracht.

doch einen zu ausgesprochenen Reiz, als daß man ganz unberührt daran vorbeigehen könnte. Berühren sich doch hier die schärfsten Gegensätze: europäische Hyperkultur und daneben der innerafrikanische Naturzustand, obwohl letzterer von Jahr zu Jahr mehr zurückgedrängt wird.

23. Juni. Hier in Alexandria halten wir

uns nicht lange auf; mit dem nächsten Schnellzuge geht es weiter nach Kairo. Es ist der Freitag nach der Oktav des hochheiligen Fronleichnamfestes, also das Herz Jesu-Fest. Es war für uns beide eine besondere Freude, daß wir gerade an diesem Tage unsere erste heilige Messe auf afrikanischem Boden lesen konnten, und das noch in einem Heiligtum,

fionäre seine erste heilige Messe auf afrikanischem Boden in einer Herz Jesu-Kirche lesen kann, d. h. wenn er über Kairo reist.

24. Juni. Gerne wären wir am heutigen Tage schon wieder weitergereist; es gab jedoch noch verschiedene unumgängliche Angelegenheiten zu ordnen und so mußten wir uns denn einige Tage gedulden.

27. Juni. Abreise von Kairo. Hochw. PP. Ebenhöfer und Bignato begleiteten uns zum Bahnhofe. Bis jetzt haben wir noch wenig von der Tropenhitze zu spüren bekommen, nur 27° C.; in Europa hatten wir ja auch nicht weniger; nur Geduld, es wird schon noch kommen, wir fahren ja gen Süden.

28. Juni. Hochw. P. Spfelkofer fühlt sich noch immer recht wohl in dieser Frühlingsluft, wie er sie nannte; erst als wir nach Assuan kamen und unser Thermometer langsam über 40° hinaufflieh, da meinte er: „Das ist doch a bißl stark!“ Der Obere der Station, Hochw. P. Lehr, empfing uns aufs freundlichste; er versicherte uns, daß wir seine lieben Gäste sein könnten, so lange es uns beliebe. Doch hatten wir nicht soviel Zeit; wir mußten schauen, bald nach Khartoum zu kommen, da Anfang oder spätestens Mitte Juli unser Dampfer von Khartoum abfährt. Das Fest Peter und Paul feierten wir jedoch noch in Assuan.

30. Juni. Wiederum aufs Schiff. Von Assuan, bezw. von Schellal aus ist der Nil wieder schiffbar, da der erste Nikatarakt (Stromschnelle) bei Schellal schon umfahren ist. Seinen Anfang nimmt er bei Schellal, kurz unterhalb des großartigen Stauwerkes, und reicht dann bis Assuan. Zu Fuß legt man diese Strecke in etwas mehr als einer Stunde zurück, wenn man den Bogen, den



Shillukneger: Haartracht.

das dem heiligsten Herzen geweiht ist. Über dem Eingange zu unserer Kirche in Kairo steht es geschrieben mit Lapidar-Schrift: „Cordi Jesu Sacrum“, „Dem Herzen Jesu geweiht“. Möge dieser Umstand, oder magst du es Zufall nennen, ein gutes Omen (Vorzeichen) für unser ferneres Wirken sein! Es trifft sich überhaupt sehr schön, daß jeder unserer Mis-

der Fluß hier beschreibt, abschneidet und direkt durch die Wüste geht. Auf den zweiten Katarakt stößt man erst oberhalb Wady-Halsa, wo dann die Schifffahrt ihr Ende nimmt und erst bei Khartoum wieder beginnt, obwohl der Fluß auch in den Zwischenstrecken teilweise schiffbar ist. Munter fuhren wir ab in der festen Zuversicht, nach ungefähr 50 Stunden in Wady-Halsa landen zu können.

2. Juli. Ein herrlicher Tag brach an; kein Wölkchen war am weiten Himmel zu sehen, um so heißer und unbarmherziger brannte aber die Sonne auf unsere Häupter herab. Da gegen 9 Uhr gibt es auf einmal einen furchtbaren Stoß; was nicht niet- und nagelfest war, lag auf dem Boden. Was war geschehen? Alles stürzt hinaus, besonders jene, die noch niemals auf dem Nil gefahren waren. Doch ruhig Blut, es ist nichts Gefährliches; wir sind einfach auf eine Sandbank aufgefahren, wie das bei niederem Wasserstand tagtäglich passieren kann. Ich muß erwähnen, daß der Nil in diesem Jahre einen besonders niederen Wasserstand hat, so daß unser Schiff bisher seine liebe Not hatte, an den vielen Sandbänken vorbeizukommen. Als wir aus der Kabine heraustraten, schickten sich die Matrosen bereits an, ins Wasser zu steigen, um dem feststehenden Koloß wieder weiter zu helfen. Mit dem Rücken gegen das Schiff gestemmt, wollen sie unter furchtbarem Geschrei den Vorderteil des Schiffes gleichsam in die Höhe heben oder wenigstens etwas lüften; andere, die im Wasser keinen Platz mehr gefunden, bewaffnen sich mit langen Stangen, um die Maschine zu unterstützen. Nachdem so alles vorbereitet ist, setzt auch die Maschine mit Vollampf ein; es soll zunächst etwas rückwärts gehen, um dann an der Sandbank vorbei fahren zu können. Die Maschine arbeitet mit solcher Gewalt, daß der ganze Schiffskörper erdröhnt und zittert; die an den Seiten angebrachten Räder drehen sich zwar in Eile und wühlen das ganze Wasser auf, doch unser Koloß macht keine

Miene, sich vom Plage zu bewegen; auch die verdoppelte Anstrengung und der verdoppelte Lärm der Matrosen will nichts nützen. Erst am nächsten Morgen gegen halb 3 Uhr gelang es, das Schiff flott zu machen; in mehr als 17 Stunden kamen wir keine 3 Meter weiter. Daß bei diesem unfreiwilligen Aufenthalt die Geduld mancher auf eine harte Probe gestellt wurde, kannst du dir leicht denken. Ein Sonderling meinte gar, wir Missionäre seien an dem Mißgeschick schuld; da ich annahm, er mache nur Spaß, so nahm ich es auch als solchen hin. Als er die Bemerkung jedoch ein zweitesmal wiederholte, gab ich ihm eine solche Antwort, daß es ihm wohl nie mehr einfallen wird, einen unferesgleichen anzurempeln. Es war am frühen Morgen, als das Schiff wieder flott wurde; so zog ich mich denn zurück und legte mich noch etwas zur Ruhe, denn während des Aufenthaltes war ich nicht dazu gekommen.

3. Juli. Ankunft in Wady-Halsa. Nach der üblichen Zollrevision besteigen wir den Zug, um die Libysche Wüste zu durchqueren. Schon oft habe ich bei meinen Lichtbildervorträgen eine Wüstenstation gezeigt, z. B. die Nr. 8, und dabei auch erklärt, was darunter zu verstehen sei. Für jene Leser, die so etwas noch nie gesehen haben, will ich es hier noch einmal kurz wiederholen. Stelle dir eine einfache Hütte vor, meistens aus Lehm, mit flachem Dache; über dem Dache eine großmächtige Ziffer, die man schon von weitem sieht; das ist der Name der Station. Da es in der Wüste keine Ortschaften gibt, die ihren Namen zur Benennung der Station hergeben könnten, so hat man die Stationen einfach numeriert und spricht so von einer Station Nr. 1, 2, 3 usw. Die Wüste wäre meines Erachtens gar nicht so übel, wenn's nicht gar so öde und heiß darin wäre!

4. Juli. Eine große Überraschung wurde mir bei unserer Ankunft in Khartoum zuteil: ein ganz neuer Bahnhof und — um über

den Blauen Nil zu ihm zu gelangen — eine funkelnagelneue Brücke. Viel sah ich allerdings nicht davon; es war erst halb 4 Uhr morgens, wo es hier auch im Sommer noch stockfinster ist. Doch das eine merkte ich sofort: „Ganz anders als früher!“ Wiederum ein großer Fortschritt.

5. bis 12. Juli. Acht Tage blieb ich in Khartoum. Da die Temperatur bis über 47 C° im Schatten stieg, dachte ich mir, in der Sonne muß es doch prächtig warm sein, und ging zum östern hinaus, um den Rest der Frostbeulen zu kurieren, die ich noch aus der grünen Steiermark mitgebracht: ein radikales Mittel! Nebenbei stattete ich den alten Bekannten, die noch anzutreffen waren, einen Besuch ab.

13. Juli. Vormittags Punkt 10 Uhr sind wir alle an Bord unseres Milddampfers „Redemptor“. Ich werde ihn nicht früher mehr verlassen, als bis ich in meiner Station angelangt bin. Noch einmal wird von den zurückbleibenden Mitbrüdern kurz Abschied genommen und dann geht es in Gottes Namen weiter. Für die nächsten sieben Tage ist das Schiff unser Heim.

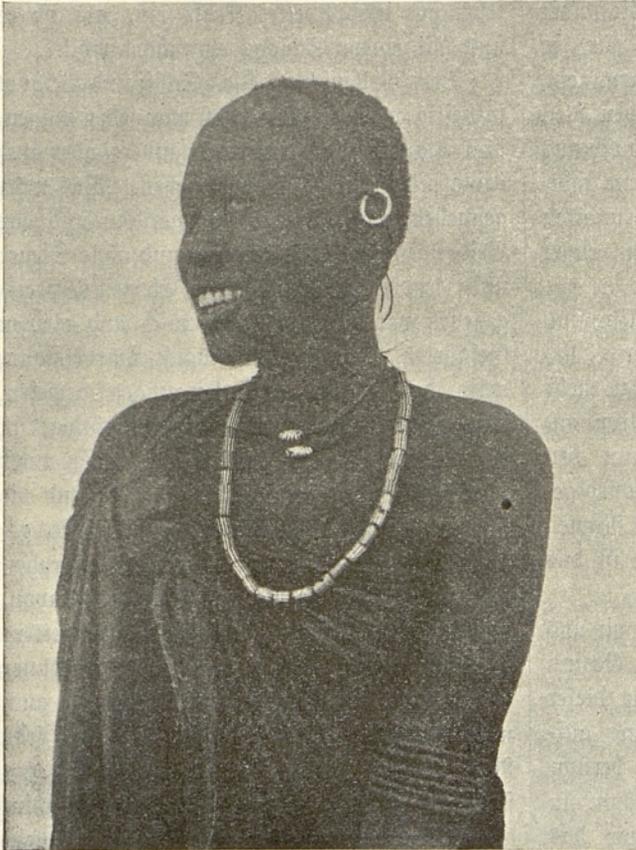
14. Juli. Wir merken bald, daß wir uns hier in der Nähe von Khartoum zu Beginn der Regenzeit befinden, da gerade zu dieser Zeit oft heftige Gewitter und Stürme auftreten; ist es doch auch die Zeit des berüchtigten „Habub“ (Sandsturm). Schon in aller Frühe, gegen 7 Uhr, müssen wir das schützende Ufer aussuchen, da die Wellen mit unserem kleinen Schiffe und dem daran befestigten Weiboote ein graufiges Spiel zu treiben beginnen. An ein Weiterkommen war nicht zu denken, vielmehr liefen wir inmitten des hier ungemein breiten Stromes Gefahr, zu kentern; wir wären zwar nicht die ersten gewesen, denen das auf dem Nil zugestoßen ist. Hätte sich das Wetter doch jetzt gleich, wo wir uns in Sicherheit befanden, gründlich ausgetobt, am hellen Tage, wo man alles leichter

übersehen und bewachen kann, wo man auch weniger Ansprüche auf Ruhe zu haben vermeint! — Aber nein; allmählich wurde es ruhiger und der Wind legte sich bald ganz, so daß wir weiter dampfen konnten. Bis gegen Abend ging alles prächtig und wir legten ein gutes Stück Weg zurück. Da auf einmal entfesselte sich das Element wieder und setzte mit verdoppelter Kraft ein, als ob es uns mit einem Schlage vernichten wollte.

Der Wellenschlag stieß Schiff und Weiboote so heftig gegeneinander, daß man jeden Augenblick glaubte, das eine oder andere oder auch beide müssen in Trümmer gehen. Was wäre geschehen, wenn die Stricke gerissen und das Weiboote vom Schiffe getrennt und ohne Steuer und Ruder dem wütenden Elemente preisgegeben worden wäre? Für mich und meinen Gefährten, den Bruder August Dördelmann, wäre das gerade kein Vergnügen gewesen. Wir beide hatten nämlich unser Nachtlager in der Kabine auf dem Weiboote ganz unten unter dem Wasserspiegel aufgeschlagen, während die übrigen Reisegefährten auf dem Schiffe geblieben waren. Von Schlafen oder Ausruhen war natürlich keine Rede. Abgesehen davon, daß schon das furchtbare Getöse des Unwetters — Schlag auf Schlag folgte sich der Donner — uns zu keiner Ruhe kommen ließ, tat auch noch das Wasser das seinige, um uns jede Ruhe zu verleiden; jeden Augenblick floß und spritzte das Wasser oben zum Fenster herein. Schon sammelte es sich an und schien mein armfeliges Bett in eine Badewanne zu verwandeln; pudelnaß suchte ich einen etwas geschützteren Platz auf; meinem Gefährten erging es natürlich nicht besser. Da wieder einige gewaltige Stöße, ein Gepolter, als ob alles drunter und drüber ginge; Kisten und Kasten fielen um.

Ich will zwar nicht sagen, daß ich große Angst gehabt, kann aber doch nicht umhin, aus Liebe zur Wahrheit zu gestehen, daß es mir da unten so ganz allein doch etwas un-

heimlich wurde. Mein Gefährte hatte sich nämlich gegen Mitternacht auf das Schiff geflüchtet, um zu sehen, ob er dort mehr Ruhe finden könne. Um mir die Zeit etwas schneller zu vertreiben, versuchte ich Brevier zu beten; es war jedoch unmöglich; mein Buch wurde ganz naß und wollte ich es nicht ganz verderben, so mußte ich es wieder einstecken.



Schillukmädchen.

14. Juli. Gegen 4 Uhr früh ließ das Unwetter nach; das Wasser beruhigte sich. Nach kurzer Vorbereitung las ich dann die heilige Messe und verrichtete meine religiösen Pflichten. Unterdessen wurde es hell und als ich aus der Kabine, die als Kapelle eingerichtet war, trat, erglänzte der Himmel im schönsten Lichte; Millionen Silbertropfen fun-

kelten auf der Ebene im rosigen Glanze der jungen Morgensonne, die gerade am Horizont hervortrat; es schien, als sei die Welt soeben aus des Schöpfers Meisterhand hervorgegangen!

Einer nach dem andern stellte sich wieder ein und jeder ergötzte sich an den Wundern der Natur. Schier schämte man sich, kurz vorher noch so furchtsam und zaghaft gewesen zu sein. Nichts predigt den Menschen so klar und deutlich die Allmacht und Güte Gottes als die Natur in ihrer einfachen Herrlichkeit; das Herz fühlt sich bei deren Anblick erhoben.

15. Juli. Den heutigen Tag benützte ich, die Erlebnisse der letzten Zeit genau zu notieren. Ich glaube, dadurch auch dem Wunsche manchen Freundes und Wohltäters, der im „Stern“ etwas von mir erwartet, zu entsprechen; zugleich löse ich dadurch auch mein Wort ein, das ich diesbezüglich dem einen oder anderen lieben Leser gegeben habe. Für diesmal möge das obige genügen; ich darf doch nicht alles auf einmal ausplappern, sonst bleibt mir ja nichts mehr für die nächsten Nummern. Also, lieber Leser, auf Wiedersehen in Attigo!

Zum Schlusse möchte ich noch einmal alle jene, die sich für unser Werk und vielleicht auch für meine Wenigkeit interessieren, bitten, diesen Bericht auch als Brief an sie zu betrachten. Meine vielfältigen Berufs-

pflichten werden mir späterhin nicht gestatten, an jeden einzelnen so lange Briefe zu schreiben; ich will aber damit nicht sagen, daß ich jetzt überhaupt keine Briefe mehr schreiben werde; kaum werden sie aber so weitläufig ausfallen, als vielleicht mancher meiner Freunde wünschen dürfte. (Die Adresse des Schreibers ist auf der zweiten Umschlagseite zu finden.)

# Aus dem Missionsleben.

## Erfolge des Katechismusunterrichtes.

Das Negerinstitut in Kairo ist wohl die wichtigste Einrichtung, die an die Tätigkeit unserer Mission in Ägypten während der langen Verbannung aus dem eigentlichen Missionsgebiet erinnert. Das Institut hat zwei Abteilungen; in der einen finden alte Neger Aufnahme, während sich die andere Abteilung, die unter der Leitung von Schwestern steht, dem Dienste des weiblichen Geschlechtes widmet. Es sind in dieser Abteilung einige alte Negerinnen untergebracht, die zu keiner Arbeit mehr fähig sind, außerdem einige Schwerkranke und Waisenkinder. Es ist aber auch das natürliche Heim aller christlichen Negerinnen, die sich in Kairo selbst oder auf der Gesirah befinden. In jeder geistigen und leiblichen Not suchen sie hier Hilfe.

Mit großem Vertrauen kommen sie zu uns, sehen sie doch das Institut als ihr eigenes Heim an. Manchmal lassen sie sich vorher anmelden, aber für gewöhnlich kommen sie ohne jegliche vorhergehende Anmeldung. „Saget unserer Mutter in Kairo, daß es bald kalt wird . . . daß ich sie an dem oder dem Tage aufsuchen werde“, lassen sie uns durch eine Bekannte melden. Es ist nicht schwer zu erraten, was der Grund eines solchen Besuches ist.

Da könnte mir aber vielleicht jemand einwenden: „Wie kann man denn in Afrika von Kälte reden?“ Ganz gewiß kann man das, besonders wenn man sich in die Lage der Neger hineinsetzt. Sie sind von Jugend auf

an die stärkste Hitze gewohnt und deshalb nehmen sie den geringsten Temperaturwechsel wahr; das ist um so mehr der Fall, wenn das Thermometer von 40 oder mehr Grad auf 7 und manchmal noch tiefer herabsinkt.



Schillukmädchen.

Raum wird es etwas kälter, so sucht sich jeder, so gut er es vermag, zu schützen; dazu sind ihm aber alle Fellen, die er aufreiben kann, gut genug. Unsere alte Domitilla z. B. ist glücklich, seit Jahren im Besitze eines alten Pelzrockes zu sein, und um alles Gold der Welt würde sie ihn nicht hergeben; es ist ein alter, zerrissener Fellen, der eigentlich einen

Platz auf dem Karren eines Lumpenhänd'ers verdient hätte; er hält aber etwas warm und das genügt . . .

Unter den in unserem Institute untergebrachten Frauen befinden sich eben diese Domitilla und ihre innigste Freundin Regina, zwei alte Zöglinge des Instituts Mazza in Verona (Stalien). In dem genannten Institute befanden sich früher einige Negerinnen, um dort in der christlichen Religion unterrichtet und dann als gute Christen wieder in ihre Heimat zurückgeschickt zu werden. Ähnlich hatten ja auch in verschiedenen Klöstern in Tirol und auch außerhalb Tirols solche losgekaufte Sklaven und Sklavinnen Unterkunft gefunden. (Wir verweisen auf den Artikel in der Märznummer 1911: „Miofisa Halima, die schwarze Luise.“ Anmerkung der Redaktion.) Das europäische Klima vermochten die meisten jedoch nicht zu ertragen; schon bald erlagen sie demselben und nur einzelne haben es länger in Europa ausgehalten. Die gänzlich veränderten Verhältnisse, in welche sie kamen, und unsere im Vergleich zu der ihrigen zu kalte Temperatur legten dem edlen Unternehmen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Die wenigen, die dem Klima standhielten, wurden bald wieder in ihr Vaterland zurückgeschickt. Die zwei genannten Negerinnen sind die einzigen, welche heute noch am Leben sind. Regina hatte viel zu leiden und noch jetzt ist sie nie frei von Schmerzen; sie ist ganz gekrümmt; nur mit Hilfe eines Stockes kann sie sich langsam bewegen.

„Regina,“ sagte ich ihr eines Tages, „morgen ist der erste Freitag des Monats.“

„Jawohl,“ antwortete sie sogleich, „heute muß ich also beichten gehen. Wenn ich einmal von dieser schönen Gewohnheit ablassen sollte, würde es mir vorkommen, als hätte ich eine schwere Sünde begangen. Wehe, wenn wir Ehrenwächter des mit einer Lanze durchbohrten Herzens Jesu unseren Posten verlassen würden.“

„Du erinnerst mich gerade an etwas, um das ich dich schon lange fragen wollte: Könntest du mir vielleicht sagen, wo und wann du in die Ehrenwache des heiligsten Herzens Jesu aufgenommen wurdest?“

„Wer könnte sich daran erinnern, ist es doch schon gar so lange her; ich glaube, daß keine von den Schwestern, die jetzt hier sind, damals schon geboren war. Ich habe aber noch alle meine Papiere in bester Ordnung; wenn Sie wollen, so werde ich sie Ihnen zeigen.“

„Gut, es würde mich sehr freuen, wenn ich sie sehen könnte; ich wäre dir sehr dankbar dafür.“

„Alle meine Sachen habe ich stets gut aufbewahrt. Meinen Tauffchein und mein Firmungszeugnis habe ich auch noch: alles, wie es sich geziemt, in bester Ordnung. Getauft wurde ich zu Verona in der Apostelkirche zugleich mit einigen meiner Gefährtinnen; die ersten Damen der Stadt stritten sich um die Ehre, als Tauf- oder Firmpatinnen dabei sein zu können. Ja, damals sah ich so recht ein, daß es wahr sei, daß die guten Christen alle Menschen als Brüder behandeln, ohne Rücksicht auf Stand und Farbe; so ist es, nicht wahr?“

Unter diesen Erwägungen näherte sich meine gute Negerin einer uralten Kiste, öffnete dieselbe und fängt an, sie zu durchstöbern; endlich überreicht sie mir ein Büchlein sowie ein Stück Papier. Ich nehme alles und schaue auf das Datum: 1863 lese ich da, also die Kleinigkeit von 48 Jahren. Das Datum fällt zusammen mit den ersten Anfängen der lieben Andacht.

„Liebe Regina, du hast die Ehre, eine der ersten Ehrenwächterinnen des heiligsten Herzens Jesu zu sein. Wie ist dir aber dieses große Glück zuteil geworden?“

„Als wir mit Msgr. Comboni von Verona abreisten, um nach Afrika zurückzukehren, kamen wir auch nach Frankreich; dort ließ jener große

Wohltäter der Neger zuerst sich und dann uns alle in die Ehrenwache aufnehmen; ich erinnere mich nicht mehr, wie die Stadt hieß, in der mir und meinen Gefährtinnen dieses Glück zuteil wurde.“

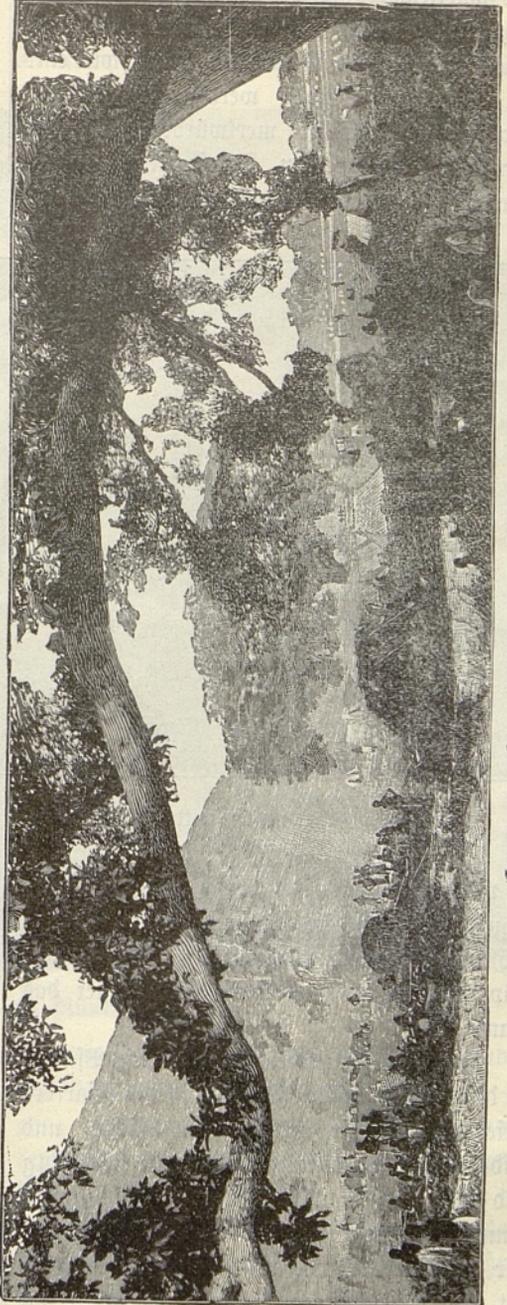
„Ja, es geizimte sich seiner großen Seele, einer der ersten Ehrenwächter zu sein, er, der unter dem Schutze des göttlichen Herzens im Begriffe stand, eine der schwierigsten Missionen zu übernehmen. Welches ist sodann deine Wachstunde?“

„Mit den Engeln habe ich von 11 bis 12 Uhr mittags zu wachen und ich tue es jeden Tag. Es ist mir stets ein Trost, wenn ich meine Leiden und Gebete Gott dem Herrn aufopfern kann, als Sühne für die so vielen und großen Beleidigungen, die ihm im Sakramente der Liebe zugefügt werden.“

Es ist wirklich trostreich, solch edle Gefühle und so starken Glauben in einer Sklavin, in einer Negerin anzutreffen, in einer Negerin, die auch von manchen sonst gut sein wollenden Christen als minderwertig betrachtet wird, unfähig, je einmal auf eine höhere Stufe der Menschlichkeit gebracht zu werden. Der Gegenbeweis ist eben unsere Regina. Aber was vermag nicht unsere heilige Religion? Die gute Regina gibt auch auf diese Frage eine vollgültige Antwort. Unfähig, sich auf den Füßen zu erhalten, verbringt sie die langen Tage auf einem Lehnstuhle sitzend und gebraucht fleißig die Nadel, um für ihre Landsleute Kleidungsstücke herzurichten. Trotz der Schmerzen, die sie beständig zu erdulden hat, ist sie doch immer guter Laune und sucht sogar jene zu trösten, die von irgend einem Leide gedrückt werden. Sie ist aufrichtig fromm und kommt ihren religiösen Pflichten immer auf das genaueste nach. Jeden ersten Freitag des Monats schleppt sie sich, geschmückt mit ihrer Vereinsmedaille, in die Kirche und empfängt mit inniger Andacht die heiligen Sakramente. Unausbleiblich folgen ihr hierbei ihre Genossinnen, die sich mit ihr

unter einem Dache befinden; alle erkennen unsere Regina als ihre Leiterin an und folgen ihr auf den geringsten Wink hin.

Eine Missionschwester.



Karawanenlager unter einer Sykomore.

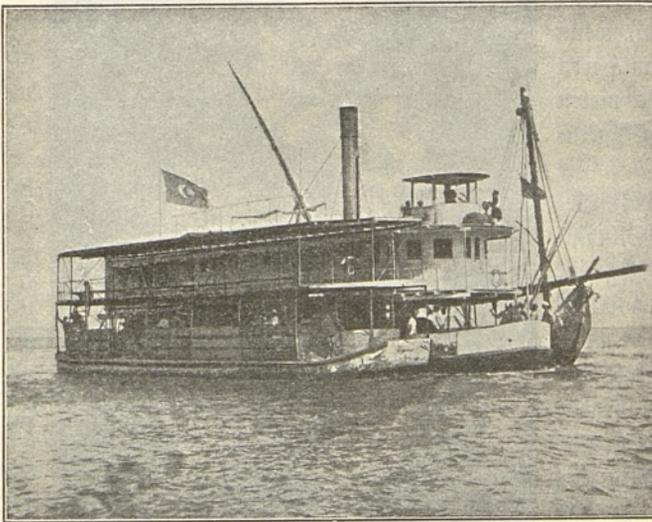
## Im Dienste der Missionen.

Zwischen Wäldern und Höhen, nicht weit von einem der stillen, träumerischen Seen des württembergischen Allgäu liegt ein Dorf, Siggen; es besitzt eine Kirche und ein Pfarrhaus und in das Pfarrhaus treten wir ein. In einer der Stuben werden mit Schere, Wasser und Kleister merkwürdige Arbeiten verrichtet: da werden Briefmarken ausgeschnitten, sie werden gewaschen, dann sortiert;

Bogen und in Albums geklebt! Nichts kann größere Mühe und Geduld erfordern als eine solche Arbeit, wenn sie täglich fortgeht, im Sommer und im Winter, an die dreißig Jahre bald.

„Herr Vetter, wir haben es nicht gut!“ sagt sie und man hört einen Seufzer in der Stube.

An die Last der Arbeit und der Jahre hat joeben auch der Pfarrer gedacht und wie viel Verdruß er schon mit unverständigen Käufern gehabt hat; noch nie hat er sich so alt und müde gefühlt. Aber vor seinem Auge tauchen auf die tausend und hunderttausend Seelen, welche für die Kirche verloren gehen, weil die Missionäre zu wenig unterstützt werden. In sein Ohr dringt das Jammern und Klagen der katholischen Missionäre, die keine Kirchen und keine Schulen bauen können, während die Andersgläubigen große und prächtige Kirchen, große und schöne Schulen und viel Geld haben. Soll die Not der armen Missionäre noch zunehmen, wenn er die Hand



Alldampfer mit Weiboot.

es werden Albums mit verschiedenen Marken angelegt, für welche Liebhaber viel Geld bezahlen. Der alte Pfarrer mit dem runden Käppchen auf dem weißen Haare leitet das Ganze.

Zwei Frauen arbeiten mit dem Pfarrer an dem langen Tische. Die eine ist des Pfarrers Stiefschwester, die andere seine Nichte, und beide heißen Theresia. Die jüngere sieht klug und ernst aus, sie ist geschickt und der Pfarrer nennt sie seine rechte Hand, aber nicht laut, nur im stillen. O wie viele Millionen Marken hat sie ausgeschnitten, sortiert, gereinigt, auf

sinfen läßt und Ruhe sucht? „Wir dürfen nicht mutlos werden“, entgegnet er, „und wir müssen treu und fleißig weitersammeln, um den armen Missionären geben und helfen zu können.“

Inzwischen ist wieder manches Jahr vergangen. Der Tod hat dem Pfarrer seine zwei Helferinnen entrißen; er steht jetzt allein in der Welt da und ist noch älter, weißer und müder geworden; er zählt jetzt 75 Jahre. Aber noch immer führt er das Briefmarkengeschäft für die Heidenmissionen weiter. Jeden Morgen kommen Briefmarken und Bettel-

briefe aus allen Himmelsgegenden in sein Pfarrhaus, jeden Abend gehen Briefmarken und Geldspenden nach allen Himmelsgegenden aus seinem Pfarrhause fort. Und wenn er seine Bücher aufschlägt, worin Rechnung geführt ist über alle eingegangenen und ausgegangenen Almosen, so liest er, daß er seit 33 Jahren fast eine Viertelmillion Mark an

Pfarrer! Gar manchen von uns wird das Beispiel des Pfarrers im schwäbischen Allgäu vielleicht beschämen. Wir werden uns unserer bisherigen Gleichgültigkeit und Untätigkeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes bewußt. Mit fortgerissen ins Getriebe und Gedränge der heutigen realistischen Strömung, im Kampf ums Dasein und auf der Jagd



Palmenbain am Nilufer.

arme Missionäre verteilen und mehr als 2000 Heidenkinder loskaufen konnte. Und immer arbeitet er weiter, trotz seiner Jahre, unaufhörlich, rastlos, als getreuer Knecht im Dienste des Herrn.

Welch erhebendes Beispiel aufopfernder Liebe gibt dieser in aller Bescheidenheit unermüdet im Dienste der Missionen arbeitende

nach dem Glück, vielleicht auch im Strudel der Vergnügen und Freuden, haben wir es ganz übersehen an jene zu denken, die nach dem Licht und Trost des Glaubens hungern. Wollen nicht auch wir, wenn auch in kleinerem Maße als der Markensammler-Pfarrer, dem Missionswerk unsere Teilnahme zuwenden?

Schlagen wir einmal eine Missionszeit-  
schrift auf und an uns ziehen vorbei Völker,  
unbekannte, öde Landschaften, undurchdring-  
bare Urwälder, blutgierige Tiere und Menschen  
und unter diesen sehen wir so viele helden-  
hafte Männer und Frauen sich bewegen, aller  
Gefahr trotzend, um diesen armen, verirrt  
Völkern das Licht des Glaubens zu bringen.  
Wir sehen die Not dieser Glaubenshelden,  
wir sind Zeugen ihrer Anstrengungen und  
Entbehrungen und der Opfermut dieser Helden  
wird auch uns im Glauben bestärken und für  
das Missionswerk begeistern. Und unsere Be-  
geisterung wollen wir auch den andern mit-  
teilen, auch die andern wollen wir entzünden.  
Es wohnen noch so viele im Lande, deren

Augen reichen nicht über die Grenzen ihrer  
Heimat hinaus. Spielen wir auch diesen  
„Die katholischen Missionen“, die als das  
beste Missionsblatt gelten, in die Hand. Für  
wenig Geld können sie durch dieses bei Herder  
in Freiburg monatlich erscheinende Blatt in  
steter Beziehung bleiben mit den Glaubens-  
boten draußen in aller Welt und zugleich  
lernen sie die großen Länder kennen, in denen  
das Reich Christi in unsern Tagen einziehen  
möchte. So wird es möglich sein, diese Blinden  
sehen zu machen, diese Kalten zu erwärmen,  
und ihr Herz wird entzündet werden für das  
Werk der Heidenmission. Sie werden sich ein  
Vorbild nehmen am Markensammler-Pfarrer  
Stein in Siggen.

## Gedankensplitter.

Wer das Beste will, muß oft das Bitterste  
kosten. \* \* \* (Lavater.)

In seinen Werken kann der Mensch sich selbst  
bemerken. \* \* \* (Pesch.)

Um eines Menschen Wert zu fassen, muß man  
ihn über andere urteilen lassen. \* \* \* (Pesch.)

Wo alle Dinge nach Wunsch gehen, da ist oft  
der Wechsel des Glückes am nächsten. \* \* \*

Billig gegen alle, partiell gegen keinen, das  
ist die goldene Regel im Umgang mit Menschen. \* \* \*

Gute Bücher sind Landkarten, durch die wir  
den Weg zum Glück finden. \* \* \*

Bremse, sobald du merkst, daß du auf falscher  
Fährte abwärts gehst. \* \* \*

Der Wurm, der die schönsten Keime zerfrisst,  
ist die Eigenliebe. \* \* \* (Jungmann.)

Der Mensch ist gewöhnlich der leichte Raub  
des mächtigen Augenblicks. \* \* \* (Reinold.)

Erprobung und Ausweis echter Gottesliebe ist  
die Nächstenliebe. \* \* \* (Alban Stolz.)

Wer munter seine Arbeit tut,  
Dem schmeckt dann auch die Suppe gut. \* \* \*

Wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst  
das Wasser. \* \* \*

Ist der Trunk im Manne, so ist der Verstand  
in der Kanne. \* \* \*

Wer trinkt ohne Durst, ist ohne Hunger,  
desto jünger. \* \* \*

# Unterhaltendes.

## Cingua Basse's Vertraute.

Erzählung von Dr. Hugo Mionl.

(Fortsetzung.)

### 14. Kapitel.

#### Vergebliches Bemühen.

Zwei lange Wochen verstrichen.

Am Nachmittage des fünfzehnten Tages betrat die Schwester das Zimmer, in dem Ramosina ruhte. Tiefe Trauer lag auf dem sonst so heiteren Antlitze der Schwester. Beim Eintritt warf sie einen mitleidigen Blick auf die Alte. Leise näherte sie sich und blieb dann stehen, unschlüssig, ob sie die Alte wecken sollte oder nicht. Endlich entschloß sie sich für das letztere und ließ sich an ihrer Seite auf die Knie nieder, mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandten Augen begann sie flehentlich zu beten. Sie betete für die Alte, um ihr vom Himmel Ergebung zu ersehen.

Wenn einem alles zulächelt, ist leicht Ergebung predigen; bricht jedoch ein Unglück herein und ist die Seele von der Last des Kreuzes fast erdrückt, dann erst weiß man, wie schwer es ist, sich in Gottes Willen zu ergeben. Man muß sich ergeben, aber wie vieler Kämpfe braucht es, bis es gelingen will! Die Leidenschaften widersetzen sich der Vernunft, das Fleisch dem Geiste. Wenn die Ergebung in Gottes Willen für einen Christen schon so schwierig ist, wie mußte es erst dann bei der armen Ramosina sein? Nur Gott konnte ihr diese Gnade verleihen; das wußte die Schwester und deshalb wollte sie ihr dieselbe in innigem Gebete ersehen.

Endlich erwachte Ramosina und bemerkte zu ihrem Staunen die Schwester an ihrer Seite auf den Knien liegen.

„Was machst du, weiße Frau?“ Der Gesichtsausdruck der Schwester war ihr gleich aufgefallen und alsogleich flogen ihre Gedanken zu Nup.

„Ich betete“, antwortete die Schwester.

„Für wen?“

„Für dich.“

„Für mich? Bete nicht für mich, da ich dein Gebet nicht brauche. Bete lieber für meinen Nup. Ist der Bote noch nicht zurückgekehrt?“

„Arme Ramosina!“ sagte die Schwester mit dem Ausdrucke innigsten Mitleides.

Bei diesen Worten sprang die Negerin auf.

„Du hast Mitleid mit mir, weiße Frau? Was hat sich ereignet? Ist der Bote ohne Nup zurückgekehrt?“ fragte sie hastig.

Die Schwester wußte nicht, was sie antworten sollte, aus ihrem Schweigen aber erriet die Alte die Wahrheit.

„Antwortest du mir nicht?“ rief sie.

„Habe Mut, Ramosina!“ erwiderte Schwester Romilda.

„Willst du nicht antworten? Er ist also allein zurückgekehrt? . . . Nup, mein armer Nup, also tot bist du!“ seufzte die Frau, indem sie in ein wildes Geheul ausbrach und sich die silberweißen Haare ausraufte.

„Er ist nicht tot“, suchte die Schwester zu trösten.

„Er ist also noch Sklave? Tot oder Sklave ist ganz gleich, ich werde ihn nie mehr wiedersehen! Nup, mein armer Nup!“

Die gute Schwester erschrak ob des tiefen und zugleich wilden Schmerzes. Wie verschieden war die Äußerung dieses Schmerzes von dem eines Christen, der, mag sein Schmerz auch noch so groß sein, doch immer in Gott seinen Trost findet! Der Christ weiß, daß Gott vom Himmel herab über ihn wacht, daß von dessen Güte alles abhängt und daß Gott alles zu unserem Besten anordnet.

„Nup, mein Nup!“ stieß die Alte fortwährend aus.

Sie hatte sich eingebildet, ihren Nup wiederzusehen, für immer mit ihm vereint zu sein. Sie hatte gehofft, an seiner Seite ihren Lebensabend

in süßer Ruhe zu verbringen unter dem Schutze der Mission; jetzt aber mußte sie ihn verloren!

Die Schwester versuchte alles, sie zu trösten, doch umsonst. Nichts galten ihre Worte des Mitleides und des Trostes, nichts der Hinweis auf Gott.

„Spreche mir nicht mehr von deinem Gotte! Er hat mir den Sohn entrißen, deshalb hasse ich ihn!“

„Er hat ihn dir nicht entrißen. Mohammed und Cingua Basse haben den Sklavenhandel gutgeheißen und dir so deinen Sohn entzogen.“

„Daß mich in Ruhe. Ein Gott ist wie der andere und ich hasse Allah und Cingua Basse, die die Sklaverei gutheißen; ich hasse deinen Gott, der meinen Sohn befreien konnte, es aber nicht getan hat! Ich hasse alle! . . . Nup, mein Nup!“

Die Schwester sah ein, daß ihre Worte jetzt nichts genützt hätten, sie mußte abwarten, bis sich der brennende Schmerz der Alten etwas gelegt hatte. Sie kniete also von neuem nieder und ließ die Perlen des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten.

Welch ein Unterschied waltete ob zwischen den zwei Frauen! Beide stehen allein da, ohne Familie. Die weiße hat aber freiwillig ihre Lieben in der Heimat verlassen und Gott hat ihr an Stelle der kleinen Familie eine große, eine zahlreiche gegeben; er hat ihr so und so viele arme Neger und Negerinnen gegeben, die sie wie ihre Kinder liebt, von denen sie wie eine Mutter, ja noch inniger wie eine Mutter geliebt wird. Sie ist glücklich und ihr innerstes Glück spiegelt sich auch auf ihrem Antlitze voller Ruhe und Zufriedenheit. Der andere hingegen hat Gott den Sohn entrißen und als Entschädigung bietet er ihr den Frieden an, den sie in der Mission finden kann. Der Verlust ihres Sohnes soll vielleicht eine Strafe sein für ihr früheres Sündenleben. Sie aber versteht es nicht, sich zu unterwerfen, sie kann sich nicht in Gottes Willen ergeben; und während die Schwester betet, erwünscht und verflucht die andere Gott; da sie sich nicht zu ergeben weiß, wird ihr Schmerz noch verhundertfacht.

Endlich hat sich die Alte ausgetobt. Sie läßt die Arme sinken und zeigt der Schwester ihr von

Tränen benetztes Antlitz, die Augen ganz entzündet und die Brust zertraßt.

„Schwester,“ rief sie aus, „sage mir alles.“

„Ramosina, möchtest du nicht lieber ausruhen? Du bist so schwach, so aufgeregert . . .“

„Ich fühle kein Bedürfnis nach Ruhe. Alles muß ich wissen! Hast du es verstanden, Schwester? Alles! Nichts darfst du mir verheimlichen.“

Die Schwester hielt es für angezeigt, sich zu ergeben und der Alten die ganze Wahrheit zu erzählen. Es mußte ihr Schmerzen bereiten, doch hätte sie nicht weniger gelitten, wenn man ihr die volle Wahrheit erst nach und nach eingestanden hätte, vielmehr wäre ihr Kummer mit jedem neuen Geständnis gesteigert worden.

„Ich werde dir alles sagen. Setze dich nur nieder.“

Ramosina gehorchte, sie setzte sich der Schwester gegenüber nieder und gestattete, daß jene sie bei der Hand ergriff und zärtlich drückte. Diese Berührung tat ihr jedoch nicht wohl, da sie in diesem Augenblicke wieder einen tiefen Haß gegen die Schwester sowie gegen alle Weißen gefaßt hatte, weil sie sich weigerten, die Pflanzung des Arabers mit bewaffneter Hand anzugreifen und zu zerstören, um ihren Sohn zu befreien.

Die Schwester erzählte ihr nun alles.

Der Laienbruder war nach sechstägigem Marsche zur Pflanzung des Semessi gelangt. Seine Ankunft hatte großes Aufsehen erregt. Alle betrachteten den weißen Mann mit Schrecken, sie erkannten in ihm einen Missionär, die ihr Herr so sehr haßte.

Semessi selbst war nicht weniger bestürzt bei der Ankunft des Missionärs; ihn zu töten, besaß er aber nicht den Mut. Zu sehr fürchtete er die weißen Beherrscher von Uganda, welche den Missionären ihren Schutz angebeihen ließen. Er hätte die Missionäre gern alle aus dem Wege geschafft, jedoch so, daß man ihn nicht der Schuld hätte zeihen können. Er empfing also den Missionär mit dem einem Mohammedaner eigenen Hochmut, jedoch ohne Bitterkeit.

„Sallam! Die Gegenwart eines Giauvs ist für einen wahrhaft Gläubigen nicht angenehm. Was willst du? Erkläre dich kurz.“

„Ich bin wegen einer Sache gekommen, die

für mich von der größten Wichtigkeit ist, wodurch du aber nicht den geringsten Schaden erleidest.“

„Erkläre dich.“

„Du hast einen Neger, der uns gehört.“

Senuessi fühlte sich bei diesen Worten betroffen. Wie hatten die Missionäre erfahren, daß sich Nup in seiner Gewalt befand? Da fiel ihm Ramosina ein. Hatte sich etwa die Zauberin zu ihnen begeben, um sie um Hilfe anzuflehen? Er zweifelte keinen Augenblick daran. Ramosina haßte zwar die Missionäre, sie war aber Mutter und wozu ist ein Mutterherz nicht fähig?

„Nein!“ Hatte er kurz geantwortet, ohne seine Bestürzung merken zu lassen.

„Dennoch hast du ihn“, lautete die Antwort des Missionärs. „Der Jüngling, von dem ich rede, heißt Nup.“

„Es befindet sich allerdings ein Nup in meiner Pflanzung, er ist aber mein Sklave.“

„Ich zweifle nicht, daß du ihn im guten Glauben gekauft hast, indem du ihn für den Sklaven dessen hieltst, von dem du ihn erstanden hast. Wisse aber, daß der Jüngling uns gehört. Ich komme daher, um seine Herausgabe zu verlangen.“

„Du möchtest wohl, daß ich ihn dir überlasse.“

„Natürlich!“

„Ich habe ihn gekauft.“

„Wider alles Recht.“

„Soll ich also das, was ich für ihn gezahlt habe, verlieren?“

„Nein. Ich könnte allerdings darauf bestehen, daß du mir ihn ohne jegliche Entschädigung auslieferst; doch will ich dich nicht schädigen. Gib mir Nup und ich werde dir deine Auslagen vergüten.“

Nachdenklich neigte Senuessi das Haupt. „Würde sich doch Nup meinem Willen fügen“, sprach er zu sich. „Ich würde von den Missionären Geld erhalten und nebenbei noch bei ihnen zu Ansehen gelangen. Nup würde zu ihnen zurückkehren und sie in die andere Welt befördern.“ Was sollte er jetzt tun, wozu sich entschließen? Sollte er Nup ziehen lassen und sich als von einem Sklaven besiegt bekennen! Sollte er ihn

noch zurückhalten und auf das Geld, das die Missionäre ihm anboten, verzichten! Er hatte keine Aussicht, die Standhaftigkeit des Sklaven zu brechen, und in diesem Falle mußte er ihn töten. Was war da zu tun?

„Bleibe bis morgen bei mir zu Gast“, sagte er dem Missionär.

„Und was wird mit Nup sein?“

„Morgen werde ich dir eine endgültige Antwort geben.“

Senuessi beauftragte Amatoſa, dem Missionär eine Hütte anzuweisen und für ihn zu sorgen. Amatoſa war ob des Befehles etwas überrascht, gehorchte jedoch gleich und führte den Missionär mit seiner Begleitschaft in eine leerstehende Hütte.

Amatoſa kehrte sodann zu Senuessi zurück.

„Soll ich ihm ein Gift in die Speisen mischen?“

„Was fällt dir ein?“ war die Antwort des Herrn.

„Du haßest also die Missionäre nicht?“

„Ungemein haße ich sie.“

„Warum töteſt du sie dann nicht?“

„Sie müssen sterben, aber nicht in meiner Pflanzung. Wäre doch Ramosina hier, sie würde mir ein Gift geben, ähnlich dem, das sie mir für den weißen Reisenden übergeben hat, das nach ihren Worten gleich ins Blut eindringt, aber erst nach Monaten, wenn die Person bereits weit fort ist, zu wirken beginnt. Ramosina ist aber verschwunden. Ich muß also auf das Vergnügen, jenem Manne schon jetzt das Gift zu verabreichen, verzichten.“

„Habe ich ihn also gut zu behandeln?“

„Ja! Er ist mein Gast und Senuessi will, daß in seiner Pflanzung die Gastfreundschaft genau beobachtet werde. Führe mich zu Nup!“

Amatoſa führte den Herrn zu dem armen Sklaven. Der Ärmste lag mit Ketten beladen in einem Winkel des Hofes auf etwas Stroh. Seine Wunden waren zum größten Teile noch offen. Bei jeder Bewegung hob sich ein Schwarm von Fliegen, die sich an den eiternden Wunden nährten.

Nup war bei voller Besinnung, er litt ungemain, ohne sich jedoch im mindesten zu beklagen. Seine Standhaftigkeit hatte etwas Übernatürliches an sich, das auch auf seine Gegner Eindruck

machte. Amatoſa konnte ſich den Jüngling nicht erklären und ſagte ihm wiederholt:

„Ich kann dich nicht verſtehen. So leicht kannſt du die Freiheit und nebenbei noch große Reichthümer erlangen und doch ziehſt du es vor, all dieſe Schmerzen zu erdulden.“

Der Sklave antwortete dann:

„Kenne mich lieber weiſe, da ich mit meiner Standhaftigkeit meine Seele vor dem ewigen Feuer bewahre, wo ich für alle Ewigkeit brennen müßte, wenn ich dir gehorchen würde.“

Senueſſi betrat den Hof und näherte ſich dem Sklaven.

„Kennſt du mich, Nup?“ fragte er, als er zum Sklaven hinzutrat.

„Ja, ich kenne dich.“

„Wer bin ich denn?“

„Mein Herr!“

„Ein überaus gütiger Herr, nicht wahr?“

Nup blieb die Antwort ſchuldig.

Ein Lächeln zog über das Antlitz des Sklavenhändlers, doch kam es nicht vom Herzen. Er lächelte, um den Sklaven zu gewinnen, um ihn ſeiner Sache geſügiger zu machen.

„Hältſt du mich nicht für gut? Ich bin ſogar beſſer als dein Gott, da ich bereit bin, dir die Freiheit zu ſchenken.“

Nup ſchwieg auch jetzt noch.

„Antworteſt du mir nicht? So höre auf mich. Einer der Miſſionäre, die dich verzaubert haben, iſt gekommen, um deine Befreiung zu bewirken.“

„Ein Miſſionär!“ rief Nup voller Freuden. Wie glücklich fühlte er ſich in dieſem Augenblicke, nicht ſo ſehr, weil er die Befreiung erhoffte, als vielmehr deſhalb, weil er jetzt wußte, daß die Miſſionäre ihn wirklich liebten und um ihn beſorgt waren.

„Möchteſt du den Miſſionär ſehen?“ fragte Senueſſi.

„Natürlich möchte ich ihn ſehen.“

„Es liegt in deiner Hand, ihn zu ſehen und zugleich mit deiner Mutter frei zu ſein.“

„In meiner Hand?“

„Ja, gehorche mir und ich werde dir die Freiheit ſchenken. Spreche die Formel aus und nimm das Gift mit dir.“

Nup ſchloß die Augen und ſagte kein Wort.

„Du antworteſt nicht?“ ſagte Senueſſi nach einiger Zeit.

„Ich habe dir ſchon geſagt, daß es mir unmöglich iſt, deinen Vorſchlag anzunehmen“, antwortete jetzt Nup.

Senueſſi verſuchte jetzt mit dem Aufgebote all ſeiner Beredſamkeit, den Sklaven unzuſtimmen; von Bitten ging er zu Drohungen über und von dieſen zur Peitsche. Jener arme, noch blutende Leib wurde von neuem zerſchlagen, auf die grauſamſte Weiſe zerfleiſcht; die alten Wunden wurden von neuem aufgeriſſen; ein Hieb traf ihn ſo unglücklich auf das Haupt, daß ein Auge auslief. Ein furchtbarer Schmerzſchrei entrang ſich der Bruſt des Unglücklichen, er hätte Steine erweichen können.

„Es iſt unnütz, ihn noch länger zu quälen“, wagte Amatoſe einzuwenden.

„Iſt er verſchieden?“ fragte Senueſſi.

„Nein, er iſt beſinnungslos.“

„Laſſe ihn mir nicht ſterben. Ich habe zwar keine Hoffnung mehr, ſeine Starrköpfigkeit zu brechen, aber quälen will ich ihn noch, bevor ich ihn in die andere Welt ſchicke. Erſinne mir neue Dualen, Amatoſa, für jede gute Idee werde ich dir eine Handvoll Muſcheln geben.“

Am folgenden Morgen erkundigte ſich der Miſſionär bei Senueſſi, wie viel er für den Sklaven verlange.

„Ich verkaufe ihn um keinen Preis.“

„Willſt du mir ihn ſchenken?“

„Auch nicht.“

„Ich habe dir ſchon geſagt, daß nach den Landesgeſetzen der Sklave mir gehört und daß ich dir den Kaufpreis freiwillig zurückerſtatte.“

Senueſſi lächelte höhnlich.

„Verlange ihn nur zurück, wenn du Luſt haſt!“

„Ich könnte die Hilfe der Engländer von Rubaga oder der Belgier von Stanley-Falls anrufen“, ſagte der Miſſionär. „Ihnen müßteſt du dich ergeben. Ich liebe jedoch den Frieden; überlaſſe mir alſo Nup gegen eine angemene Entſchädigung.“

„Nein.“

„Ich bin bereit, dir mehr zu geben, als er gekoſtet hat.“

„Ich werde dir ihn in keinem Falle über-

lassen. Jetzt ist es genug. Senuessi hat gesprochen und Senuessi gibt nie nach, wenn er einmal entschlossen ist. Du bist kein Gläubiger, vielmehr ein Giau, trotzdem ist mir die Gastfreundschaft heilig. Bleibe bei mir, so lange es dir beliebt, aber spreche nicht mehr betreffs des Sklaven mit mir. Sallam!“

Der Missionär gab sich noch nicht für besiegt. Er blieb noch einen Tag länger in der Pflanzung und versuchte dann am anderen Tage noch einmal sein Glück, es war jedoch vergebens; Senuessi wollte sich in nichts einlassen.

„Daß mich wenigstens einmal mit dem Sklaven reden“, bat der Missionär zum Schluß.

„Wozu?“

„Um ihn zu trösten und mich zu überzeugen, daß er lebt.“

„Er lebt. Meine Versicherung muß dir genügen. Jetzt schau', daß du weiter kommst.“

Der Missionär mußte also schweren Herzens die Pflanzung verlassen, ohne auch nur den Trost gehabt zu haben, den armen christlichen Sklaven zu sehen.

Als Ramosina die eben erzählten Einzelheiten aus dem Munde der Schwester vernommen hatte, fragte sie voller Erwartung:

„Was wird jetzt aber geschehen?“

„Du mußt dich in das Unabänderliche fügen.“

„Mich ergeben? Nie und nimmer.“

„Wir haben alles, was in unserer Macht stand, versucht, um deinen Sohn zu befreien. Weiter können wir nichts mehr tun.“

„Nichts mehr? Wir wollen die Pflanzung angreifen und so meinen lieben Nup befreien.“

Die Schwester suchte der Alten klar zu machen, daß dieser Plan unausführbar sei. Die Negerin hörte stillschweigend zu, dann sagte sie:

„Das alles sind nur Ausflüchte. Entweder liebt ihr Nup nicht oder ihr seid feige.“ Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Sie begab sich zum P. Sebastian. Alles versuchte sie, ihn zu einem Zug gegen Senuessi zu bestimmen! Sie bat, flehte und weinte! Von den Bitten ging sie über zu Versprechungen und Drohungen; jedoch ohne Erfolg. Der Missionär ließ sich nicht bewegen; er konnte die Bitten der Frau nicht erhören; hätte er doch dadurch die ganze Mission geschädigt, die durch Predigt und

Übung der Nächstenliebe sich ausbreiten muß, aber nicht mit dem Schwerte in der Hand.

Aber auch die Bemühungen des Missionärs, die Alte zu beschwichtigen, waren vergeblich, sie verließ ihn unter Verwünschungen gegen ihn, gegen die Mission und die Schwestern.

An jenem Abend ließ sich Ramosina nicht mehr in ihrer Hütte sehen. Nächsten Morgen suchte man sie lange Zeit: sie war verschwunden.

## 15. Kapitel.

### Der Heldentod.

„Wie steht es nun, Amatoja?“

„Was meinst du mit dieser Frage?“

„Läßt sich Nup überreden?“

„Seine Starkköpfigkeit ist sondergleichen; der Jüngling ist aus Eisen! Durch keine Marter läßt er sich besiegen, obwohl wir die ausgehuchtesten Martern angewendet haben, um ihn nachgiebig zu machen.“

„Martern, die dir viel eingebracht haben, Amatoja.“

„Sehr wenig, weil du sie alle oder doch fast alle selbst erdacht hast.“

Senuessi verzog sein häßliches Antlitz zu einem schrecklichen Lächeln.

„Ja, ja,“ rief er aus, „die glühenden Zangen, mit denen wir ihm das Fleisch heruntergerissen haben, das siedende Del, das wir ihm in den Mund gossen, die brennenden Kohlen, die wir ihm auf die Hand legten. Bei lebendigem Leibe haben wir ihn geröstet und bereiteten ihm so unfägliche Schmerzen.“

„Trotz aller Schmerzen stieß er nie einen Klagelaut aus! Welch eine Standhaftigkeit! Die Missionäre haben ihn gut verzaubert.“

„Was bleibt uns jetzt noch zu tun übrig?“ fragte Amatoja.

„Neue Martern müssen wir ersinnen“, entgegnete Senuessi.

Amatoja war es zufrieden; er ergötzte sich an den Qualen des armen Opfers; wenn sie nur noch jahrelang dauern würden; so lange Senuessi mit dem christlichen Sklaven zu tun habe, würde er wenigstens ihn und die übrigen Sklaven in Ruhe lassen.

„Was für Martern?“ fragte er.

„Fallen dir keine neuen mehr ein?“

„Ich werde nachdenken“, entgegnete Amatoſa.

„Könnten wir ihm nicht die Augenlider abſchneiden, damit er nicht mehr ſchlafen kann?“

„Er würde bald an Schlafloſigkeit ſterben.“

„Nicht gar ſo ſchnell. Verſchiedene Sklaven, bei denen ich es verſucht habe, haben dann noch bis zu ſieben Tage gelebt.“

„Soll ich ihm alſo die Augenlider abſchneiden?“

„Warte noch. Wir wollen ſehen, ob uns nichts anderes einfällt.“

Der graufame Araber und der nicht weniger graufame Oberaufſeher beſprachen ſich noch lange über neue Martern und das mit der größten Kaltblütigkeit, als ob es ſich um etwas Alltäglichen handle. Während die beiden ſich berieten, drangen von außen her verſchiedene Stimmen zu ihnen herein. Eine Frau ſchrie:

„Ich muß mit ihm reden.“

„Er iſt verhindert“, antwortete ein Sklave.

„Ich muß mit ihm reden! Cingua Baſſe's Blitze mögen dich zerſchmettern, wenn du mich nicht zu ihm läſſeſt.“

„Dieſe Stimme kenne ich“, ſagte bei dieſen Worten Senueſſi.

„Es ſcheint die Stimme der alten Ramoſina zu ſein“, antwortete Amatoſa.

„Es iſt nicht leicht möglich, da die Alte doch geſtorben iſt.“

„Und doch ſcheint ſie es zu ſein.“

„Sieh einmal nach, Amatoſa.“

Der Oberaufſeher entfernte ſich.

Ein tüchtiger Foltermeiſter, dieſer Amatoſa,

dabei iſt er ſtark und kräftig! Die Foltern ergöſen mich, ſie ſind ein herrlicher Zeitvertreib für mich. Warum ſollte ich ſie nach dem Tode des Kup nicht fortſetzen? Amatoſa iſt ja wie geſchaffen für derartige Verſuche. Warum ſollte ich mich nicht auch über ihn hermachen? Ich würde ihn ſingen und tanzen machen, daß es ein Vergnügen wäre, zuzuhören. Derartige Gedanken gingen Senueſſi durch den Kopf, als er allein war, dabei freute er ſich ſchon im voraus an den Qualen des Genoffen ſeiner Graufamkeit.

Nach kurzer Zeit trat Amatoſa, der ſicher nicht ahnte, welches Utheil ihm drohte, wieder ein.

„Ramoſina iſt wirklich in der Pflanzung und begehrt mit dir zu ſprechen.“

„Laſſe ſie feſſeln und ſo zu mir ſchleppen.“

Amatoſa entfernte ſich von neuem.

Senueſſi rieb ſich vor Freuden die Hände. Ein teuſtlich graufamer Plan war ihm eingefallen, er wollte ihn ausführen und ſich ſo wenigſtens durch ſeine Graufamkeit einen Namen machen, durch den ſchrecklichſten Plan, den je ein Sklavenhändler ausgeführt oder ein Beſitzer von ſchwarzem Elfenbein erſonnen hat.

Ein fürchterliches Geſchrei drang jetzt an ſein Ohr.

„Laſſet mich loſ! Die Blitze des Cingua Baſſe mögen euch zerſchmettern“, ſchrie die Alte.

„Sie wird gefeſſelt, mein herrlicher Plan geht der Erfüllung entgegen.“

(Fortſetzung folgt.)

## Verschiedenes.

### Geburtsfeſt des Kaiſers in Khartoum.

Die katholiſche Miſſion von Zentralafrika, die ſich ſeit mehr denn 60 Jahren des allerhöchſten Protektorates Sr. Apoſt. Majeſtät erfreut, hat ſich wie alljährlich, ſo auch in dieſem Jahre am 18. Auguſt an ihrem Zentralsitz Khartoum mit der ganzen Monarchie vereinigt, um den Feſttag des geliebten Herrſchers zu begehen. Biſchof Franz Xaver Geher, der ſich zum Beſuche der Miſſionsſtationen Sul und Attigo an

den Weißen Nil begeben hatte, kehrte am 15. Auguſt von dort zurück, um ſelbſt den Gottesdienſt am 18. Auguſt halten zu können. Der Pontifikalmefſſe wohnten der Viſe-Generalgouverneur Bonham Carter mit ſeinem Stabe an Stelle des auf Urlaub abweſenden Generalgouverneurs, der Gouverneur von Khartoum, Wilſon Bey, faſt die ganze öſterr.-ungar. Kolonie von Khartoum, die Schweſtern und Schulen der Miſſion bei. Der Chor unter Leitung des hochw. P. Ipſelkofer ſang die deutſche Singmeſſe: „Hier liegt vor deiner Majeſtät.“

Bischof Geyer hielt eine Ansprache auf Englisch und Deutsch, in welcher er das Kaisertum von Gottes Gnaden, die gottgesegnete Regierung des Kaisers Franz Josef und die Gründe der Dankbarkeit und Anhänglichkeit seitens der Untertanen und Schutzbefohlenen an den Kaiser darlegte, den großen Wert des kaiserlichen Protektorates für die Mission betonte und Gottes Huld und Gnade für Kaiser und Reich erfluchte. Das Gebet für den Kaiser und das „Großer Gott, wir loben dich“ schlossen den Gottesdienst. Nach demselben hielt Bischof Geyer einen Empfang im „Divan“ der katholischen Mission ab, in welchem sich das große Oelporträt des Kaisers, sein Geschenk für den Zentralsitz der Mission, befindet. Einmütig fanden sich die Spitzen der Regierung und die verschiedenen Mitglieder der österr.-ungar. Kolonie hier zusammen und man konnte Englisch, Deutsch, Ungarisch, Italienisch, Slowenisch, Französisch und Arabisch hören. Bischof Geyer sandte ein Huldigungstelegramm an den Kaiser nach Triest, auf das am nächsten Tage die folgende Antwort einlief:

Kabinetts-Kanzlei

Er. k. u. k. Apost. Majestät.

An Seine bischöfliche Gnaden Geyer  
in Khartoum.

Eine k. u. k. Apost. Majestät danken huldvollst für die namens der Mission von Zentralafrika dargebrachte Huldigung.

Ritter von Schiefl.

Am Kaiserfesttage selbst drang die erste Kunde vom Ableben Kardinal Gruschas, der Kirche und des Kaisers treuen Dieners und des warmherzigen Förderers der Mission von Zentralafrika, nach Khartoum.

A. C.

## Unsere Küchenmeister.

Von großer Wichtigkeit ist auf den Missionsstationen neben verschiedenen anderen Sachen auch die Küchenfrage, denn von ihr hängt in vielen Fällen die Gesundheit ab. Nicht immer kann sie jedoch nach Wunsch gelöst werden. Für uns in Bau hat es immer seine Schwierigkeit, die richtige Persönlichkeit für die Küche zu finden. Selten findet man jemanden, der wirklich Lust hätte, sich mit Eifer dem kulinarischen Dienste hinzugeben. Es bieten sich zwar viele zu diesem

Geschäfte an, aber nur die wenigsten halten auch nur für kurze Zeit aus; sie sehen sich nämlich nur zu bald getäuscht. Da sie sehen, daß aus der Küche alles Gute für ihren hungrigen Magen kommt, so glauben sie, daß jene, welche den geheiligten Raum betreten dürfen, die glücklichsten Menschen seien: diese könnten ihren Hunger stets stillen, ohne sich viel abzumühen und ohne lange darüber nachdenken zu müssen, womit sie es tun sollen. Und hierin täuschen sie sich eben, sie möchten in der Küche den ganzen Tag essen, ohne zu arbeiten.

Am ersten Tage ihrer Anstellung könnte man meinen, sie hätten ganz andere Absichten; vor lauter Diensteifer vergessen sie sogar, daß auch ihr Magen etwas zum Verdauen haben möchte, sie scheinen gar nicht daran zu denken, ihn zu befriedigen. In seinem Feuereifer rupfte einer sogar das Huhn, ohne es vorher zu schlachten. Nachdem er es fein gepuzt hatte, übergab er es dem Oberkuchenmeister, damit er es in den Topf stecke; natürlich mußte der das arme Huhn zuerst schlachten und ausweiden. Ein anderer sollte die Küche auskehren; nachdem er mit dem Besen seine Pflicht getan hatte, setzte er sich auf den Boden und suchte mit den Fingerpitzen, die er mit Speichel benetzte, jede kleinste Unreinigkeit aufzusuchen. Ein dritter sollte einen Kessel puken. Er machte sich mit solchem Eifer an die Arbeit, daß es eine Freude war, ihm zuzuschauen; er hörte aber auch nicht früher auf zu schaben und zu kratzen, bis er glücklich auf der Rückenseite des Kessels angelangt war: er hatte ihn durchgerieben. Sie scheinen wahre Muster der Pflichterfüllung zu sein. Doch kaum ist die erste Woche oder, wenn es lange hergeht, der erste Monat verstrichen, so singen sie ein anderes Lied. Vom Größeren springen sie zum Kleineren über, bis sie beim Nichts, d. h. bei dem „dolce far niente“, anlangen. Haben sie dann einmal etwas gelernt, so machen sie ihre eigene Rechnung und lassen uns auf dem Trockenen sitzen.

Röstlich sind auch die Mißgriffe, die diese Küchenmeister hie und da begehen.

Eines Tages befiehlt der Bruder, der die Oberaufsicht über die Küche hat, seinem Gehilfen, er möge neben anderen Sachen auch etwas Binsen mit auf's Feuer setzen, um sie dann mit

Del und Essig herzurichten. Zu der Voraus-  
setzung, daß sein Koch schon so viel gelernt habe,  
um alles gut herzurichten, kümmert er sich weiter  
nicht mehr um die Küche und geht seinen andern  
Arbeiten nach. Als wir dann zu Mittag schon  
bei Tische saßen, kam der Küchenmeister ganz  
demütig herein, um uns mitzuteilen, wir müßten  
uns noch ein wenig gedulden, da die Linsen  
noch nicht gar seien. „Wie?“ sagte der Bruder,  
„in vier Stunden dürften die Linsen doch wohl  
gekocht sein; richte sie her und trage sie auf.“  
Der gute Koch gehorchte und kam bald mit den  
Linsen . . . Aber o weh! Wir konnten das Lachen  
nicht mehr zurückhalten . . . Anstatt der Linsen  
bringt er uns Kaffeebohnen, in Essig und Del  
hergerichtet. Er habe sich vergriffen, sagte er  
zu seiner Entschuldigung.

Zu dem gleichen Kapitel schrieb ein Bruder  
aus Wan:

. . . Vor einiger Zeit wurde mir ein  
Golojüngling als Gehilfe für die häuslichen  
Arbeiten und besonders für die Küche beigegeben.  
Eines Tages nun wollte ich sehen, ob er schon  
etwas gelernt habe und ob mein beständiges  
Abmühen, ihm etwas beizubringen, nicht nutzlos  
sei. Ich übergab ihm also die nötigen gebrannten  
Kaffeebohnen und eine Schachtel kondensierter  
Milch, mit dem Auftrage, das Frühstück herzu-  
richten. Inzwischen ging ich andern Arbeiten  
nach. Zur Zeit des Frühstückes begab ich mich  
dann in den Speisesaal. Da war jedoch noch  
nichts hergerichtet; nichts Gutes ahnend, ging ich  
in die Küche, wo ich meinen Gehilfen damit  
beschäftigt sah, alle verfügbaren Kessel und  
Schüsseln mit Milch zu füllen.

„Was treibst du, Mattar?“ fragte ich.

„Heute werdet ihr wohl zufrieden sein, wenn  
ihr so viel Milch bekommt“, antwortete er in  
aller Gemütsruhe und mit einem Anflug von  
Stolz. Inzwischen fuhr er fort, noch immer  
mehr Wasser zuzugießen, um die Milch zu  
vermehrten und mehr Ehre zu ernten, wie er meinte.

„Woher hast du heute all die Milch?“

Er zeigte mir die kleine Schachtel, jene  
Schachtel, die kaum genug kondensierte Milch  
für einen Liter enthielt; hier kochten aber schon  
mehr als zehn Liter und wäre ich nicht hinzu-  
gekommen, so hätte er sie noch wässriger gemacht.

Als ich mich gegen Mittag wieder entfernen  
mußte, gab ich Mattar den Auftrag, den Reis,  
den ich hergerichtet hatte, in die auf dem Ofen  
stehende Fleischbrühe zu schütten, sobald sie kochte;  
die Suppe war für einen Kranken bestimmt.

„Gut, ich werde es besorgen“, antwortete  
mein Mattar.

„Mache es aber ja nicht so wie heute morgen  
mit der Milch!“

„Habe keine Angst, ich habe oft zugehant,  
wie man diese Suppe zubereitet. Lasse mich nur  
machen und sei ruhig.“

Nach einiger Zeit kehre ich zurück.

„Hast du die Suppe hergerichtet? Wo ist sie?“

„Hier“, antwortete der Tausendkünstler und  
brachte mir eine Schüssel mit der erwähnten  
Suppe. „Ich mußte ein Versehen von deiner  
Seite gut machen und wenn die Suppe so gut  
ausgefallen ist, so ist es ganz mein Verdienst.  
Du hattest übersehen, daß das Wasser im Kessel  
nicht rein war, es war ganz fettig, wie das  
Spülwasser, nachdem ich alles Geschirr gewaschen  
habe. Da es sich nun um einen Kranken handelte,  
dem das schmutzige Wasser hätte Schaden können,  
so habe ich es weggegossen, das Gefäß gewaschen  
und frisches Wasser hineingegossen, in dem ich  
dann den Reis gekocht habe. Was sagst du  
dazu? Diesesmal wenigstens habe ich das  
Richtige getroffen.“

„Du bist mir der Richtige! Sieh, was du  
jetzt wieder angestellt hast! Merkst du nicht,  
daß du die Fleischbrühe weggeschüttet hast, um  
den Reis in frischem Wasser zu kochen? —  
Armer Kranker!“

Ich mußte mich zurückhalten, um ihm nicht  
noch mehr Rosenamen ins Gesicht zu schleudern.  
Was hätte es auch genützt, die Fleischbrühe war  
doch einmal verloren und gescheiter wäre mein  
Küchenmeister dadurch auch nicht geworden. Der  
arme kranke Vater mußte also mit der magren  
Suppe vorlieb nehmen und sich zufrieden geben,  
was er auch gerne tat.

Ich hätte den armen Kerl gern zum Tempel  
hinausgejagt, doch wer weiß, was ich dann für  
einen Gehilfen erhalten hätte; wohl kaum einen  
bessern, denn im Grunde genommen war er nicht  
einmal so schlecht.

Diese Heiligenlegende eignet sich trefflich als Geschenk für die heranwachsende Jugend. Es dürfte wohl kaum ein Werk geben, das zu Geschenken an Kinder, z. B. zum Namenstag oder anlässlich der ersten heiligen Beichte oder der Erstkommunion, mit größerem und nachhaltenderem Nutzen verwendet werden könnte als diese Blumen.

Die Neuauflage weist mehrere Verbesserungen im Text und in der Illustration sowie überhaupt eine vornehmere Ausstattung des ganzen Buches auf.

**Des ehrw. P. Leonhard Goffine, Prämonstratenserpriesters, Christkatholische Handpostille oder Unterrichts- und Erbauungsbuch, das ist: Kurze Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien samt daraus gezogener Glaubens- und Sittenlehren. Mit Messerklärung und Gebeten. Dreißundzwanzigste Auflage, mit einem Titelbild in Farbendruck, Farbentitel, vielen Bildern im Text, Familiendronik und Kirchenkalender. Neue, verbesserte Volksausgabe. Gr. 8<sup>o</sup> (XVI u. 616.) Freiburg u. Wien 1911, Herder'sche Verlagshandlung. Geb. Kr. 4.20 und höher.**

Zahlreich sind die Ausgaben der allbekanntesten und beliebtesten Handpostille von Goffine. Die Herder'sche Ausgabe, von welcher jetzt die Volksausgabe in der dreißundzwanzigsten Auflage erscheint, besitzt den Vorzug, wirklich der echte Goffine zu sein, indem sie an dem alten Texte festgehalten hat. Der erste und zweite Teil enthält bekanntlich die Auslegung der Episteln und Evangelien für die Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, auch jener Feste, welche erst nach der Zeit des P. Goffine eingeführt wurden. Die Evangelien für die Wochentage der heiligen Fastenzeit sind ohne Erklärung hinzugefügt. Wertvoll und vielen sehr willkommen ist auch der dritte Teil. Er erteilt klaren, praktischen Unterricht über Morgen- und Abendgebet, über die heilige Messe und ihre Zeremonien, über die Sakramente der Buße und des Altars, an welchen sich dann jedesmal Gebete anschließen. Darauf folgen die schönsten Litanen und ein trotzreicher Unterricht für Kranke und Sterbende, der hauptsächlich nach von Alban Stolz. Ein Zusatz schöner Gebete bildet den Schluß. So steht das Buch trotz der ursprünglichen Gestalt vollständig auf der Höhe der Zeit für den Zweck, den es verfolgt. Da nun auch Ausstattung und Illustration in jeder Hinsicht vortrefflich und der Preis ein geringer ist, wird es dem Buche wie bisher an Erfolg nicht fehlen.

**Gold, Edelsteine und Perlen** oder Die Zeremonien und Gebete bei der heiligen Messe. Von P. Plazidus Banz O. S. B. In zweifarbigen Druck, mit mehreren Kopfleisten. 240 Seiten. 8<sup>o</sup>. Gebunden in Leinwand mit Goldtitel, Runderden, Rotschnitt Kr. 3.60. — Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., N.-G.

Verständnis der beim heiligen Messopfer vorkommenden Zeremonien und Gebete will das schmucke, mit Zweifarbendruck ausgestattete Büchlein dem Leser vermitteln. Auch die zur Feier der heiligen Messe notwendigen Gegenstände: Altar, Kreuzifix, Lichter, Kelch, heilige Gewänder usw., finden gebührende Würdigung. Aber nicht in monotoner Schulsprache behandelt der Autor die für jeden Katholiken so wichtigen Themen, sondern sein Wort ist lebendig, frisch, vokalend, ja es lockt die gehaltvolle, bilderreiche Darstellung den Leser förmlich zur Fortsetzung der Lektüre. Mitunter eingestreute, anziehende Erzählungen und treffende Beispiele aus der Geschichte und dem praktischen Alltagsleben wirken wie schön ausgeführte, sinnreiche Illustrationen. — So ist „Gold, Edelsteine und Perlen“ ein echtes Volksbuch, lehrreich und edel genug für jeden Gebildeten und doch wieder so einfach

und klar in Disposition, Gedankenfolge und Ausdruck, daß auch der schlichte, nur durch die Volksschule gegangene Leser dem Inhalt des Werkleins mit reichstem geistigen Nutzen folgen kann. Und weil zugleich vornehm ausgestattet, eignet sich das Werklein auch bestens zum Geschenk für jung und alt bei öffentlichen und privaten Anlässen.

**Warum liebe ich meine Kirche?** Ein Bekenntnis für Jugend und Volk. Von Jakob Scherer, Pfarrer. Mit drei Kopfleisten nach Original-Komposition. 176 Seiten. 8<sup>o</sup>. Gebunden in Leinwand mit reicher Goldpressung, Runderden, Rotschnitt Kr. 2.65. — Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., N.-G.

Vollständige Vernichtung jedes Gottesglaubens in der menschlichen Gesellschaft: das ist das letzte Ziel unserer Gegner. Aber sie sehen wohl ein, daß, so lange die Kirche besteht, dieses Ziel nie erreichbar ist, daß sie andererseits, wenn jenes Vollwerk einmal zu Fall käme, auf der ganzen Linie gewonnenes Spiel haben würden. Deshalb tönt heute laut wie noch nie zuvor ihr Signalruf: „Vos von Rom!“ Deshalb führen sie den Kampf mit dem Aufgebot aller Mittel und mit einer Verschlagenheit und Durchtriebenheit, die nur allzugut geeignet sind, aus unbewehrten Herzen die Wurzeln der Kirche auszuzerren.

Da kommt nun das Büchlein „Warum liebe ich meine Kirche?“ vom hochw. Pfarrer Scherer wie gerufen. Der Verfasser, schon durch mehrere Veröffentlichungen äußerst vorteilhaft bekannt, führt darin dem katholischen Volk in warmherziger Sprache, edelster, volkstümlicher Darstellung und schlagender Beweisführung vor Augen, was es an der Kirche für einen unendlichen Schatz besitzt, was es ihr alles verdankt in materieller und irdischer, besonders aber in geistiger und übernatürlicher Beziehung, wie man zur Kirche kommt, was zum Abfall von ihr führt usw. Das Buch kann, namentlich unter der Jungmannschaft, reichsten Segen stiften und verdient, überallhin verbreitet zu werden.

**Der Soldatenfreund.** Geleitbüchlein für katholische Soldaten. Von Eilmann Pech S. J. neu herausgegeben von einem Divisionspfarrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einem Titelbild. Zweite Auflage. 48<sup>o</sup>. (XVI u. 268.) Freiburg und Wien 1911, Herder'sche Verlagshandlung. Gebunden in biegsamen Kunstlederband 65 Bfg. = 78 Heller.

Mehrere Militärggeistliche, denen dieses Büchlein vorgelegt hat, bezeichnen den Inhalt als ganz vorzüglich und höchst zeitgemäß und halten die Einführung des Büchleins neben dem offiziellen Soldaten-Gebetbuch für sehr wünschenswert. Auch die Seelsorger in Stadt und Land werden sich freuen, den abziehenden Rekruten ein Gebetbüchlein mit auf den Weg geben zu können, das ihnen ein treuer Mentor während der Militärdjahre sein wird. Zu dem kürzlich erschienenen Soldatenbüchlein „Wer da?“ von P. Seb. v. Der bildet Pech eine wertvolle Ergänzung; während von Der in seiner mit echt soldatischem Geist geschriebenen Schrift zu einer sittlich vertieften und dabei freudigen Erfassung des militärischen Dienstes anleitet, gibt Pech dem Soldaten ein gerade für seinen Stand geeignetes Andachtsbüchlein in die Hand.

Ein Garnisonspfarrer schreibt über Pechs „Soldatenfreund“ am 5. Oktober 1910: „Das Buch ist für seinen Zweck in hohem Grade geeignet. Sowohl der belehrende als der erbauliche Teil sind sehr gelungen. Ich habe auf der Pastoralconferenz Veranlassung genommen, das Büchlein den Pastoralionsgeistlichen als Geschenk an die Rekruten zu empfehlen.“

**Gratis**

Spezialprospekte über

Herz Jesu-, Altarssakraments-,  
Kommunion- und Aloisius-

**:: Bücher. ::**

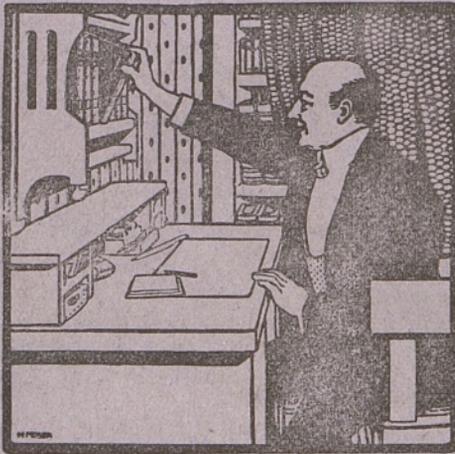
Benziger & Co., A.-G., Einriedeln,  
Waldsbut, Köln a. Rh.

## Die katholischen Missionen. ■■

Illustrierte Monatschrift. — 39. Jahrgang.  
(Oktober 1910 bis September 1911.) 12 Nummern.  
4<sup>o</sup>. M. 5 —. Freiburg im Breisgau, Herdersche  
Verlagshandlung. Durch die Post und den Buch-  
handel zu beziehen.

Inhalt von Nr. 12: Aufsätze: Heinrich Oster und  
der deutsche Kindheitsverein. — Die im Jahre 1910  
verstorbenen Missionsbischöfe. — Nachrichten aus den  
Missionen: Palästina China. Vorderindien. —  
Aegypten. Aegyptischer Sudan. — Vereinigte  
Staaten — Ozeanien. — Kleine Missionschronik und  
Statistisches. — Buntes Allerlei aus Missions-  
und Völkerleben. — Bücherbesprechungen. — Für Missions-  
zwecke. — Dankagung und Bitte. — Zwölf Ab-  
bildungen und Titelbild

• Das unentbehrliche Hilfsmittel des Gebildeten •



# Herders Konversations- Lexikon

Ergänzt bis 1910. Neun reichillustr. Bände. K 138.—

Dieses Lexikon zeichnet sich dadurch aus, daß es in nur  
9 Bänden den ganzen ungeheuren Wissensstoff aufs sorg-  
fältigste verarbeitet hat. Es erhdit dadurch den Vorzug der  
:: handlichkeit und Billigkeit. ::

Gegen bequeme Ratenzahlungen (von K 4.— an monatlich) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.  
❧ Prospekte kostenfrei von der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. ❧  
Berlin · Karlsruhe · München · Straßburg · Wien · London · St. Louis, Mo.

Druck und Verlag von Eberle & Rickenbach in Einriedeln, Schweiz.

## Quelle der Gnaden.

In verschiedenen Einbänden. Ausgabe I. (klein) von Mk. 1.20 (Leinwand, Rotschnitt) bis Mk. 3.50. Ausgabe II. (groß)  
von Mk. 1.60 (Leinwand, Rotschnitt) bis Mk. 2.60. — „Das Buch wendet sich an die Verehrer des heiligsten Herzens  
und eifert zur Liebe und Verehrung desselben an durch kurze Betrachtungen über die leidende Liebe, über die Voll-  
kommenheit und Tugendbeispiele des göttlichen Herzens. Für eine Novene, für die zwölf Monatskommunionen und  
andere Übungen der Herz Jesu-Andacht ist die nötige Anleitung gegeben; überdies ist noch ein vollständiges Gebet-  
buch damit verbunden.“

Mit Jesus  
nach **Gethsemane und Golgatha!**

Engelberg. Eines der besten Leiden Christi-Bücher! Preis in Leinwand, Rotschnitt Mk. 1.20 und höher bis zu Mk. 2.—.

## Die heilige Kindheit.

In zwei Einbänden zu 45 Pfennigen. — Wichtiges Hilfsmittel zur Popularisierung der Missionsbestrebungen!

**Gratis**

erhält jedermann auf Verlangen je eine Probenummer unserer illustrierten Zeitschriften „Marienröße  
aus Einriedeln“ (für das Volk), „Die Zukunft“ (für Jünglinge), „Kindergarten“ (für Schulkinder) und  
„Pädag. Blätter“ (für Lehrer und Schulmänner) sowie ein Verzeichnis unserer katholischen Jehn-  
pfennigbibliothek „Kimm und Lies“. Man schreibe eine Postkarte (10 Pfennige = 10 Heller) an den Verlag von  
Eberle & Rickenbach in Einriedeln.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.